Briefe
die
Deutsche Sprache
betreffend
von

Johann Friedrich Heynatz.

Vierter Theil.

Nebst dem Register über den dritten und vierten Theil.

Nihil ex grammatica nocuerit, nisi quod superuacuum est.

QUINCTIL.

Berlin,
bei August Mylius. 1774.

Beschluß des Zweiundzwanzigsten Briefes *).

Vom Hiatus sagt er: „die Engländer geben, wie wir, die Regel, und erlauben sich, „wie wir, nicht selten, dawider zu handeln.“ Uebrigens gehen hier seine Vorstellungen sehr weit von den gewöhnlichen ab. Das kurze e vor einem Selbstlauter soll allezeit weggeworfen werden (nie gebraucht werden würde sich eher hören lassen **), ob es gleich eine sehr strenge Regel wäre.) Andere zusammenlaufende Selbstlauter soll man wie einen Doppellauter aussprechen (also da uns wie dauns?), und geht auch das nicht an, die Zusammenkunft gänzlich zu vermeiden suchen. In Daktylen kann vielleicht die zweyte Sylbe mit einem Vokal ausgehen, und die dritte damit anfangen, weil man diesen Fuß alsdenn für einen Trochäen ausspricht. (Zu dieser Regel werden Sie mit mir ein Beispiel wünschen; ich vermag keins dazu zu geben.) Auch in der Mitte eines

*) Eine im Jahr 1766 ohne Nennung des Orts erschienene Schrift über die deutsche Tonmessung betreffend.

**) Würde nicht mein' arm' elend' Iris unerträglich sein, ob es gleich der Regel des Verfassers gemäß ist, und ob gleich meine arme elende Iris nicht am besten ins Ohr fallen würde?

eines Worts, kann ein Hiatus statt finden *).
Daher muß man nicht setzen

Lebt doch | Ama- | lia;

sondern

Lebt doch | Amal- | ja noch.

imgleichen

Die Re- | ligjon | gebeut.

Der Verfasser sagt, wir machten diesen Fehler noch alle, höchstens ein paar Schweizer ausgenommen. Aber wie wenn es grade darum kein Fehler wäre, weil es bloß von einigen Schweizern dafür gehalten wird? Sollten alle diejenigen Deutschen, die Christian dreisylbig, und Religion und Amalia viersylbig gebrauchen hören, ohne ihr Ohr beleidigt zu finden, sollten alle diese am Gehör verwahrloset sein, und muß man vielleicht grade am Fuß der Alpen geboren sein, um das Mechanische des Deutschen Verses richtig beurtheilen zu können? — Doch ich scheine Ihnen vielleicht an zu spotten zu fangen, und das möchte ich nicht gern. Ich will also nur kurz sagen, was ich zu sagen hatte, daß diese Anmerkung nemlich einen Schweizerischen Verfasser verrathe. Diese Herren besitzen oft eine so eigene Vaterlandsliebe, die sie unmöglich verleugnen können, und wenn sie auch im Voraus wüsten, daß das ganze eigentliche Deutschland gegen sie wäre. So liest ganz Deutschland, nicht ohne manches

*) S. den zweiten Theil. S. 212.

Ärgerniß, in einem gewissen neuern Buche, wenn von Wolklang und Versbau die Rede ist, die Beispiele mehrentheils aus Schweizerischen Gedichten.

Vom Enjambement erwartete ich etwas mehr, als der Verfasser wirklich gesagt hat. Unter gewissen Einschränkungen hält er es für erlaubt; allein welches diese gewissen Einschränkungen sind, hat er nicht angezeigt. Indessen verwirft er es doch, wenn man Geschlechts-Bey- und Fürwörter von ihren Haupt- und Zeitwörtern trennt. Er scheint freilich Recht zu haben, allein unsre Verskunst hat seit einigen Jahren in diesem Stücke eine so große Veränderung gelitten, daß man nicht Hunderte sondern Tausende von Zeilen gegen ihn anführen könnte, die auf dem, der, ein, großer, mit u. d. gl. ausgehen. Große Dichter thun es zuweilen zur Erreichung grösserer Schönheiten; aber die kleinen machen es ihnen nach, und thun etwas aus Muthwillen, das sie nur aus wahrer Nothwendigkeit thun sollten.

Die ganze Lehre von den Reimen beruht, wie der Verfasser richtig sagt, auf der Regel: Man reime nur, wie man ausspricht, und nicht wie man schreibt; aber man spreche gut aus. Dies könnte zu einer bisher noch nicht üblichen Eintheilung in allgemeine und in Provinzialreime Gelegenheit geben. Die leztern würden allenfalls nur in solchen Gedichten erlaubt bleiben, die sich aus ihrer Heimath nicht zu verir-

ren gedächten. Dergleichen würde sein, wenn ein Sachse redte (welches er wie rette ausspricht) mit hätte reimt. Der Verfasser scheint den Sachsen zu viel zu thun, wenn er meint, Kirche und Gebirge reime sich nach ihrer Aussprache; höchstens könnte das von einigen wenigen Distrikten gelten *).

Einen weiblichen Reim aus zwey Wörtern zusammenzustoppeln, hält er für erlaubt, wenn es zum Scherz geschieht. Ich erinnere mich hiebei eines Gedichts, worinn zum Scherz fast lauter solche besondre weibliche Reime vorkommen. Es steht im 22 Stück der Neustrelitzischen nützlichen Beyträge vom Jahr 1773, und der Verfasser ist, wie man mir gesagt hat, Herr Voß, ein zu Göttingen studirender Meklenburger, von dem ich auch in der poetischen Blumenlese von 1774 einige Stücke bemerkt habe. Die letzte Strophe heißt:

Man sagt, ein Mägdlein sei kein Eider,
Sie fühle gleich dem Jüngling Feur;
Nur klugheitsvolle Heuchelei deck's,
Im Dunkeln sei ihr Kuß nicht theur.

Auf gleiche Art werden Reimsucht und Honigseim

*) Eine sehr lesenswürdige Abhandlung des sel. Brokkes von den Reimen steht vor dem ersten Theile von Weichmanns Poesie der Niedersachsen. Der Titel ist: Herrn B. H. B. Beurtheilung einiger Reimendungen, welche von etlichen Mund-Ahrten in Teutschland, absonderlich in Ober- und Niedersachsen, verschiedentlich gebraucht werden, nebst einer kurzen Untersuchung, woher der Unterschied entstehe, imgleichen, ob und auf was Weise etwan eine Vereinbarung zu treffen.

seim sucht, Erzschild und niederwärts schillt, Harzwald und schwarz wallt, grillst dich und schwülstig, Arbeit und Musenschaar beut, Drangsal und Klangsal (Concertsal), Satan nnd Rath an, Lolli (ein eigner Name) und Mol lieb, Niklas und Blick laß gereimt.

Den reichen Reim *) scheint unser Verfasser zu sehr zu begünstigen, wenn er sagt: „Wörter von einerley Aussprache, aber zweyerley „Bedeutung müssen sich auch wohl reimen können, wenn nur nicht eine Endung allein, als „keit, ley, den Reim machen soll". Ich habe dabei folgendes zu erinnern. Wir haben den reichen Reim von den Franzosen entlehnt, und wenn wir ihn ohne Untersuchung von ihnen annehmen wollten, so durften wir auch nur gleich, ebenfalls ohne weitere Untersuchung, die Regeln, die sie darüber zu geben für gut gefunden haben, mit annehmen, Nun ist es im Französischen ganz wol erlaubt *propreté* und *netteté*, imgleichen *prudence* und *providence* (also bloße Endungen) mit einander zu reimen. Warum also soll im Deutschen einerlei und allerlei, Heiligkeit und Reinigkeit weniger reimen? Unser Verfasser hat Recht, daß er es verwirft; aber worinn liegt der Grund des Fehlerhaften? Nicht wahr, darinn, daß einerlei Glieder sich merklich

 auf

*) Man sehe meine Sprachlehre in der Prosodie N. 10 Anmerkung 1 (in der ersten Ausgabe S. 155), Herrn Heinzens Anmerkungen über Gottsched S. 238, Restaut p. 440 (der Ausgabe von 1740).

auf völlig gleiche Art enden? Wenn dergleichen nun im Deutschen nach dem Zeugnisse der Ohren übel klingt, warum sollte es im Französischen minder übel klingen? Im Patzke steht:

Die Mutter hofft, durch Gütigkeit
Und durch verneute Zärtlichkeit
Die Tochter artiger zu machen.

Einzeln gelesen fällt eine solche Halbstrophe immer übel ins Ohr; unter der Menge schlüpft sie so gut mit durch, als irgend ein andrer reicher Reim. So wenig ich daher den reichen Reim überhaupt verwerfe, so wenig will mir die Theorie der Franzosen davon gefallen. Die völlig gleichen Endwörter gewisser Zeilen können hin und wieder, besonders wenn einiger Affekt darinn liegt, in allen Sprachen ihre gute Wirkung thun. Dies kann eher geschehen, wenn diese Endwörter eine völlig gleiche oder eine beinahe gleiche Bedeutung haben, als wenn ihre Bedeutung verschieden ist. Daher kommen selbst in Lateinischen Dichtern, besonders im Ovid*), so oft zwei Zeilen hinter einander vor,

*) Nur ein paar Beispiele für diejenigen, die mich ohne Beispiele nicht ganz verstehen möchten.

Namque ego, crede mihi, si te modo *pontus haberet*,
Te sequerer coniux, et me quoque *pontus haberet*.
Metamorph. I, 361. 362.

At senior, postquam merces geminata: Sub *illis*
Montibus, inquit, erunt; et erant sub montibus *illis*
Lib. II, 702. 703.

So

vor, deren Schluß gleich ist; daher hat insbesondre Klopstock seine reichen Reimen mehrentheils mit Wörtern von gleicher Bedeutung gemacht; daher auch so manche gleichlautende Endfälle in unsern anakreontischen Liedern. Das ist aber ganz gegen die Lehre der Franzosen. Diese untersagen es (wie unser Verfasser), aus ganz gleichbedeutenden Wörtern oder aus einem Einfachen und einem daraus zusammengesetzten Worte einen Reim zu machen. Nach ihren Grundsätzen wäre es falsch, wenn man setzte:

Gott rief dir: Predige! du flohest
Was war dir, Anas, daß du flehest *).

So auch in Einem Verse, Lib. I, 326. (nach Burmanns richtiger Verbesserung):
Innocuos *ambo*, cultores numinis *ambo*.
Beispiele aus dem Virgil kann man im Gottsched S. 623 f. finden, wo sie mit unter den in den Alten gefundenen Reimen stehen.

*) Diese Worte führt Herr Heinze an dem vorher genannten Orte an. Vor einiger Zeit stand in den freywilligen Beyträgen zu den Hamburgischen Nachrichten in einem Schreiben von einem sogenannten L. (welches am Ende wol Herr Westphalen sein wird, den viele meiner Leser aus der Note zu S. 87 des ersten Theils dieser Briefe nur allein kennen möchten), im Batteux stehe: Ich rief dir, Prediger, und du flohest. Gleich darauf werden diese Worte dem Hrn. D. Cramer zugeschrieben, und es soll gegen mich daraus bewiesen werden, daß Hrn. Westphalens Unterschied zwischen ich rufe dir und ich rufe dich gegründet sei. Es dient also hiemit zur Nachricht 1) daß es vermuthlich heißen solle: Ich rief dir: Predige rc. Billig müste man doch in

oder wenn im Kleist steht:

Mich zwingt die Dauer deiner starken Liebe
Zur Gegenliebe.

Hingegen würde es recht sein, wie in andern (ich weiß nicht gleich, ältern oder neuern) Ausgaben gelesen wird:

Mich zwingt die Dauer deiner starken Liebe,
Daß ich dich liebe.

Endlich geben die Franzosen auch in Ansehung der von einem und eben demselben Worte zusammengesetzten Wörter die Regel, daß deren zwei mit einander reimen können, wenn zwischen ihren Bedeutungen keine Beziehung ist. So würde sich also bekränzen und umkränzen nicht reimen lassen, aber wol zu erheben und anzuheben, sich wenden und bewenden. Noch will ich Gottscheds sonderbaren Ausdruck anführen, der von gehen und vergehen sagt, sie reimten sich gar zu sehr *).

Es ist Zeit, daß ich meinen Verfasser verlasse, weil mein Brief nun fast so lang ist, als seine Schrift. Er handelt noch zuletzt von der harmonischen Prosa, und sagt, das Geheimniß des Gesnerischen Sylbenmaßes, das zuweilen so schlecht nachgeahmt worden, bestehe ohngefär darinn, daß immer eine lange Sylbe mit einer, zwei, auch wol drei kurzen Sylben abwechsele,

der

in Streitschriften die Worte, woraus man etwas beweisen will, richtig anführen. 2) Daß ich noch nie einem Dichter das ich rufe dir untersagt habe, ob ich es gleich in Prosa für unerlaubt halte.

*) Vorübungen der Dichtkunst S. 56.

der einsylbige Trochäus *) oft gebraucht, und jede Regel über Elision, Zusamenfließung der Selbstlaute und Doppellaute und dergleichen aufs strengste beobachtet werden. Das ist also doch noch etwas, daß der Verfaßer das wollt' ich, hab' ich, womit unsre Schriftsteller seit einigen Jahren sogar in vertrauten Briefen um sich werfen, nur in der poetischen Prose verstattet. Aber was er mit dem Zusammenfließen der Selbstlauter in Mitlauter will, begreife ich wieder **) nicht. Gesner schreibt nie dauns für da uns. Oder soll etwa nur der Leser so aussprechen? Darüber wünschte ich wol von den Hiatusjägern eine nähere Belehrung, ohne die ich im Finstern tappe.

Dreiundzwanzigster Brief.

Die Art, wie unsre kleinen Kinder die Anfangsgründe ihrer Muttersprache lernen, ist eine der erbärmlichsten. Das erste Buch, welches das Kind in die Hände bekömmt, ist die Fibel *).

*) Der einsylbige Trochäus ist nemlich bei unserm Verfasser eine lange Sylbe, die einer andern langen in der Zusammensetzung vorgesetzt ist, z. E. vor in Vorfahren. S. den dritten Theil S. 120 f.

**) S. S. 123.

*) Fibel — was ist das für ein Wort? fragt der Ursprungsforscher. Frischt glaubt, es sei zum Scherz erfunden, um es der Bibel entgegen zu setzen, die in ältern Leseschulen, so wie noch in den meisten heutigen,

Damit bringen manche zwei bis drei Jahre zu, und hernach können sie doch am Ende noch nicht recht buchstabiren. An der Fibel selbst kann die Schuld wol nicht liegen (denn viele lernen doch wirklich bald daraus lesen); also werden wol die Lehrmeister Schuld sein. Nur fragt es sich, ob nicht selbst bei den gewöhnlichen Fibeln einige nützliche Verbesserungen könnten vorgenommen werden, und ob nicht den Leselehrern einige zur Erleichterung des Unterrichts nützliche Lehren könnten an die Hand gegeben werden. Mit diesen Gedanken hatte ich mich vor ein paar Jahren einmal bei einem meiner einsamen Spatziergänge beschäftigt, als ich zu einem Manne kam, der Bücher zu verlegen pflegte. Der Nutzen und der zu hoffende starke Abgang einer solchen Arbeit wurden bald der Gegenstand unsers Gesprächs, und ich, der ich immer leichter mit dem Entwurfe eines Buches fertig werde, als mit Einer Seite des

tigen, ein Übungsbuch für die weiter gekommenen war. Liest das Kind schon in der Bibel? war die Frage, und die Antwort: ach nein; erst in der Fibel. Natürlich genug ist diese Vorstellung; aber doch ist mir eine andre Herleitung des Worts Fibel beigefallen. *Fibula* heißt eine Nestel, dergleichen man an den Schnürbändern hat. Einen solchen Band mit einer Nestel mag man an den ältesten ABCbüchern gehabt haben, um sie damit gleich unsern heutigen Taschenbüchern zuzuschnüren. Hernach nannte man das Buch mit einer Fibel eine Fibel schlechtweg. Für mehr, als eine Muthmaßung, gebe ich diese Herleitung nicht aus, so lange ich sie nicht näher bestätigen kann.

des Buchs selbst, war gleich erbötig, eine neue Fibel zu verfertigen, die mein Verleger mit beiden Händen annahm. Hernach ist nicht weiter an die Sache gedacht worden, aus Ursachen, die ich Ihnen schreiben würde, wenn Sie meinen Brief nicht gedruckt, sondern geschrieben erhielten. Die überbleibsel des Entwurfs sind indessen in meinem Kopfe noch da, und die will ich Ihnen hier aufs Papier werfen.

Eine Fibel ist ein Buch, das Kindern in die Hände gegeben werden soll, um die ersten Anfangsgründe des Lesens zu lernen. Es sollte also Beispiele entweder von allen oder doch von den meisten Fällen, die mit einiger Schwierigkeit verbunden sind, enthalten. Was soll das Kind lesen lernen? Deutsch und Lateinisch. Also erfordert die Fibel zuerst ein Deutsches und ein Lateinisches Alphabet, und zwar von jedem die Anfangsbuchstaben sowol, als die kleinen. Folglich wären das vier Reihen Buchstaben über einander. Die Ordnung der Buchstaben bliebe in so weit die gewöhnliche, daß ich bloß å, ŏ, ů, ch, ph, rh, th, ß, sch als einzelne Buchstaben mit in die Reihe setzte. Darunter setzte ich die Diphthongen imgleichen qu und su, die ich kwe und swe, imgleichen ck und tz, die ich kk und zz nennte, nebst ff und ss. Das wäre nun die erste Seite der Fibel. Aber nun würde ich neben der Fibel noch ein Methodenbuch für den Fibellehrer schreiben. Darinn würde ich ihm sagen, daß er am besten thäte, wenn er dem Kinde erst die ganze Reihe

der

der Buchstaben, ihren Namen nach, ohne Buch beibrächte. Die Methode erfordert es, alle solche Sachen drei und drei lernen zu lassen. Es wären also der Buchstaben zusammen beinahe zwölf Paare (drei auf ein Paar gerechnet). Lernt das Kind jeden Tag 2 Paare, so ist es in einer Woche mit den Namen fertig. Nun darf man es nur anweisen, sich die Reihe der Buchstaben im Buche paarweise vorzusagen, so wird es in ein paar Tagen die Buchstaben kennen. Die zweite Seite meiner Fiebel sollte eine Anzahl zwei- oder dreizeiliger Sätze enthalten, in deren jedem alle oder doch die meisten Buchstaben des Alphabets vorkämen. Diese sollten dazu dienen, daß das Kind sich in einem jeden derselben die Buchstaben nach der Reihe aufsuchen könnte. Ein sogenanntes a=b ab sollte in meiner Fiebel gar nicht stehen, aber wol ein sehr vollständiges in dem Methodenbuche. Das Ohr des Kindes muß eher buchstabiren lernen, als sein Auge. Daher darf ihm das sogenannte a=b ab nur oft vorgesagt, und es dabei zum Nachsagen angehalten werden; dadurch lernt es in kurzem buchstabiren, und wenn man ihm vorsagt a=b, so antworte es ab u. s. w.

Ich muß Ihnen hiebei eine kleine Geschichte erzählen, die der Theorie des Buchstabirens einiges Licht giebt. Vor einigen Jahren besuchte ich einen Freund auf dem Lande, dessen kleiner Sohn eben reden gelernt hatte. Man erzählte mir von der Sprache des Kindes als etwas merkwürdi-

ges,

ges, daß er anstatt Quitte immer Knippe zu sagen pflegte. Ich hatte das bereits ganz wieder vergessen, als man mir etwa anderthalb Jahre darauf, da das Kind längst vollkommen reden konnte, sagte, er spräche nach wie vor Knippe. Ich machte einen Versuch mit ihm, und fand die Nachricht gegründet. Nachdem ich sah, daß er k, w und t sehr gut aussprach, auch Kewitte sehr gut nachsprechen konnte, hielt ich es für leicht, ihn zur richtigen Aussprechung des Worts Quitte zu bringen. Ich sprach ihm Kewitte mit immer verkürztem e (hinter dem k) vor. Er sprach es allemal richtig nach; sobald ich aber das e entweder ganz wegließ oder es doch aufs kürzeste aussprach, so war Knippe wieder da. Nun fing ich an, es entweder für Muthwillen, oder doch nur für einen einzelnen Fehler (der sich nur auf die Aussprache Eines Worts erstreckte) zu halten. Daher sprach ich ihm mehrere Wörter vor, die ein qu, oder auch wol bald nach demselben ein t hatten. Nun fand ich aber, daß ich in meiner Muthmaßung geirrt hatte. Qu lautete bei ihm immer wie kn, und wenn ein t noch in eben der Sylbe folgte, so machte er ein p daraus; que wie kne, qui wie kni, Quatsch wie Knapsch, quattern wie knappern rc. Ich fing also meine Bemühungen von vorn wieder an, nur daß ich anstatt Quitte que nahm, und es anfänglich kewe aussprach. Durch langes Wiederholen brachten wir que heraus, in kürzerer Zeit qua, ohne Mühe quo und quu, bald

darauf

darauf qui, dann quitt, und endlich Quitte nebst allem was wir wollten. Was hätte bei diesem ganzen Verfahren das Auge und die vorgemahlten Buchstaben dem Kinde helfen können, wo es fast lauter Ohr sein muste?

Bei dem Buchstabiren kann man mit dem Kinde tändeln, so viel man für gut findet. Man kann alles mit ihm buchstabiren, wovon es gern spricht, bis es zulezt selbst zu buchstabiren anfängt. Nun ist es Zeit wieder zum Buche zurückzueilen. Von der dritten Seite der Fibel an folgen nemlich nichts als Leseübungen. Die Materie kann allenfalls beschaffen sein, wie sie will; indessen hindert ja nichts, eine gute Auswahl zu treffen. Dinge, wobei das Kind etwas zu fragen hat, sind natürlicherweise die besten. Dies wären etwa kurze Geschichtchen, die ein Kind interessiren, Merkwürdigkeiten aus der Natur u. d. gl. Ob und wie viel man von der Religion in die Fibel bringen soll, darüber möchten die Stimmen getheilt sein. Ich dächte aber, da ein Kind nach der Fibel gewöhnlicherweise doch gleich einen Katechismus oder ein sogenanntes Evangelienbuch in die Hände bekömmt, daß man ihm das, was es in diesen Büchern doch lesen wird, in der Fibel ersparen könnte. Eben so wenig bin ich für trockne Moralen; die sind für den reifern Verstand. Eine Geschichte, wobei das Kind ausruft, der arme Mann! oder das ist schön (daß nemlich die Sache den Ausgang gewinnt, und keinen andern)! werden vor

der Hand genug zu seiner moralischen Bildung (wol zu merken, so viel dieselbe durch Lesen befördert werden soll) beitragen. Aber noch einmal! wenn das, was in der Fibel steht, nur höchstens die Neugierde der Kinder reizt, so ist es in Absicht auf seinen Inhalt zweckmäßig genug. Desto wichtiger aber ist es, aus was für Zusammensetzungen der Buchstaben dasselbe besteht. Dafür muß schlechterdings gesorgt werden, daß alle Buchstaben des A B C in hinreichender Anzahl, und die sämtlichen Schwierigkeiten des Buchstabirens vorkommen. Die dabei jedesmal einzuschärfenden Anmerkungen müssen im Methodenbuche nachgewiesen werden.

Weil man gefunden hat, daß den Kindern die Abtheilung der Sylben so schwer wird, so hat man in den meisten Fibeln die Wörter ihren Sylben nach getrennt, entweder durch Striche (dar-bringt) oder durch bloße Zwischenräume (dar bringt.) Zur Vermeidung aller Irrungen sind die Striche wol besser. Allein hier stoße ich nun wieder auf einen Fehler des gewöhnlichen Verfahrens. Das Kind liest die in Sylben getheilte Fibel fertig; darauf kömmt es zu einem andern Buche, und kann die Sylben nicht eintheilen. Dafür weiß ich nur Ein Erleichterungsmittel. Man lasse eben dasjenige, was in der Fibel in Sylben getheilt ist, auch ohne Zertheilung theils dem Zertheilten gegenüber, theils hinten besonders abdrucken. Dies recht zu zertheilen wird dem Kinde wenig Schwierigkeit machen,

weil

weil es ihm schon bekannt ist, und darüber wird es sich unvermerkt an das richtige Zertheilen gewöhnen.

Noch ein Erleichterungsmittel würde ich für die Beförderung des richtigen Lesens beigebracht haben. Ich meine die Anzeige der Länge und Kürze der Vokale nebst der Anzeige der Tonsylbe in manchen Wörtern. So würde ich z. E. auf der zertheilten Seite setzen lassen dâr=bringt und ver=bri'ngt. Auf der unzertheilten Seite fielen diese Zeichen weg. Von dem verlängernden h sagte man den Kindern, es sei so gut, als ein Dach (^).

Noch ist das Zusammenlesen übrig. Dabei ist nichts nöthig, als daß das Kind angehalten wird, recht zu buchstabiren, und sobald es fertig ist, die Sylbe heraussagt. Es wird selbst schon merken, wenn seine Sylben noch nicht fertig genug auf einander folgen.

Die Fibel an sich wäre nun fertig; aber es giebt auch Bilderfibeln, und viele glauben nun einmal, daß Kinder aus einer Bilderfibel besser lernen. Die gewöhnlichste Bilderfibel hat bekanntermaßeu bei einem jeden Buchstaben zwei Bilder, won das erste ein lebendiges, das zweite ein lebloses Ding vorstellt. Die Erfindung ist nicht ungeschickt. Unten stehen ein paar Zeilen Reime, die von diesen Dingen eine oder die andre Eigenschaft bekannt machen. Von solchen Dingern ist weiter nichts zu verlangen, als daß sie den Kindern verständlich, richtig gesetzt, richtig skandirt, richtig gereimt, und ihrem Inhalte

nach

nach wahr sind. Der Verfasser der alten Bilderfibel hat es im Anfange versucht, beide Zeilen in eine Verbindung zu bringen; allein in der Folge hat er diesen Versuch aufgeben müssen, weil es schwer, ja unmöglich wurde. Freilich sind manche von seinen Reimzeilen von ungereimtem Inhalte, oder passen gar nicht einmal zu den Buchstaben; aber der Fehler ließe sich ja noch wol vermeiden. Ob aber gleich nun solche Reime nur elementarisch gut (wie es der Hr. Prof. Basedow nennt) zu sein brauchen, so würde es mir doch viel Zeit weggenommen haben, wenn ich meine Bilderunterschriften mir selbst hätte zu Dank machen wollen. Und einen andern sie an meiner Stelle machen zu lassen, das hätte auch seine Unbequemlichkeiten gehabt. Dieser Umstand also würde meine Fibel sehr verzögert haben, wenn ich auch bei dem Entschlusse, eine zu schreiben, geblieben wäre. Sollte er einmal wieder rege werden, so werde ich noch immer steif auf die Bilder bestehen, und weil meine Fibel wolfeil sein soll, so sollen diese Bilder Holzschnitte sein, aber gute, deutliche Holzschnitte. Und damit der Formschneider nicht über mich zu klagen habe, oder ich über ihn, so will ich solche Vorstellungen aussuchen, die nicht viel schwerer sind, als ein Rabe, ein Affe, ein Bär, ein Degen ꝛc.

Mehr nicht von meiner Fibel, deren Beschreibung Sie schon ein paarmal mag jähnen gemacht haben. Aber noch ein paar Worte von dem Buchdruckerschränkchen oder Lesekästchen des Hn.

dû Mas *). Die Erfindung ist unstreitig von grossem Nutzem; aber sie will in Deutschland deswegen nicht sehr gewöhnlich werden, weil der Preis dieser Schränkchen noch immer zu theuer ist. Aber wie leicht wäre es, für wenig Groschen alles, was dazu erfordert wird, selbst zu verfertigen! Man nehme ein paar gedruckte Bogen, deren Schrift etwas groß ist, klebe sie auf Karten, und schneide hernach die einzelnen Buchstaben aus. Diese aus Papier geschnittenen Buchstaben vertheile man in pappene Kästchen, an die man vorn die Gestalt des in ihnen verwahrten Buchstaben mahlt. Ein jedes dieser Kästchen kann in zwei Abtheilungen getheilt sein; in dem vördern liegen die kleinen, in dem hintern die Anfangsbuchstaben. Ist jeder einen Zoll breit, so können bequem 30 bis 36 auf einem Tische in Eine Re he gesetzt werden. Vor diesen Tisch tritt das Kind, und nimmt sich die Buchstaben, die es nach Anleitung eines ihm aus einem gedruckten Buche vorgelegten Musters zusammensetzen soll, aus dem Kästchen heraus, und legt sie neben einander hin. Wenn ein solches Kind hernach das Schreiben begriffen hat,

*) Eine Beschreibung dieses sogenannten Bureau d'Imprimerie findet man unter andern in dem 1765 zu Ulm erschienenen nützlichen Buche der Grund der Gesellschaft in der rechten Art des Ehestandes und der glücklichsten Erziehung und Unterweisung der Kinder beiderley Geschlechts S. 152. ff. Man sehe auch die nie genug zu empfehlenden Anmerkungen des Hrn. Prof. Schlözer zum Chalotais S. 249. ff.

hat, so wird es ohne viele Schwierigkeit dasjenige, was man ihm in die Feder sagt, zu Papier bringen, welches ohne diese Vorübung mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein würde, so wie es dieses bei unserer jetzigen Unterrichtungsart allemal ist.

Vierundzwanzigster Brief.

Als ich meine Fibelgedanken eben bei Seite gelegt hatte, überraschte uns Herr Weiße mit seinem Neuen ABCbuche *). Gelobt haben Sie dasselbe nun genug gelesen; aus dieser Ursache können Sie meinen Bedenklichkeiten nun auch wol einige Aufmerksamkeit gönnen. Brodneid werden Sie doch nicht als den Bewegungsgrund meines Tadels ansehen? Wie käme der in meine vergnügsame Seele? Aber der Ruhmneid oder das Seufzerchen pereant, qui nostra ante nos dixerunt! sollten die nicht ein wenig Antheil an meiner Unzufriedenheit haben? Meine Fibel sollte meinem Namen nicht nur nicht

*) Neues A, B, C, Buch, nebst einigen kleinen Uebungen und Unterhaltungen für Kinder. Leipzig bey Crusius. 1773. 8. 100 Seiten ohne 13 zusammengeklebte Blätter Kupfer, und eine kleinere Ausgabe 96 Seiten und 9 einfache Blätter Kupfer.

führen, sondern ich wollte auch die Bekanntmachung desselben sicher verhindern; und was ist es am Ende für ein Ruhm für jemand, der sich mit Schulsachen abgiebt, eine Fibel geschrieben zu haben? Eher eine Gelegenheit für den Schmähsüchtigen, sich an ihm zu reibeu.

Also ohne weitere Vorbereitung zur Sache! Zuerst kann ich nicht umhin, mich über den ungeheuren Preis dieser Fibel zu wundern. Die kleinste und wolfeilste Ausgabe kostet 6 Gr., die theuersten bis über einen Thaler. So hoch sollte man doch ein Lesebuch nicht halten, sintemal, wie der ehrliche Christoph Cellarius in der Vorrede zu seinem Libro memoriali sich ausdrückt, die ersten Bücher von der Jugend gemeiniglich zerfleischet werden. Bei der Hälfte des Preises könnte ein Buchhändler wegen des starken Absatzes noch immer einen ansehnlichen Vortheil machen, und, finanzisch betrachtet, einen ansehnlicheren, als jetzt. Ich rede von dem Buche selbst jetzt gleich, und hernach von seinen Bildern.

Gleich anfänglich fehlt unter den zusammengezogenen Zeichen das sch, wozu noch ph, rh, th gerechnet werden könnten.

Eine Kupfertafel stellt das geschriebene Alphabet vor; aber in der kleinern Ausgabe steht ss für ff, und auch in der grössern, wo sonst das geschriebene Alphabet vollständiger anzutreffen ist, ist die Figur des i ausgelassen.

Nun

Nun folgen Paragraphen, die den Kindern nur wenig helfen können, und bei den Lehrern (deren Stelle oft die Eltern vertreten) zum Methodenbuche unzulänglich sind. Hier sind einige Unrichtigkeiten, die vor andern in die Augen fallen. Das y soll ein doppeltes i ausdrücken, und davon wird Ey zum Beispiel angeführt. Ich dächte, das Kind würde behaupten, es höre nur Ein i. Die Beispiele von der Aussprache des c sind bis auf eins aus der ersten Auflage meiner Sprachlehre entlehnt, welches mir viel Ehre ist. Weil ich aber doch selbst das Wort Cärimonie in meiner zweiten Ausgabe mit Cäsar vertauscht habe (weil ich nemlich nun Ceremonie vorziehe), so darf ich hoffen, auch bei einer neuen Auflage des Weißischen Buchs es getilgt zu finden. Iccius konnte ich in der Sprachlehre wol als ein Beispiel anführen, wo ich sogar besondere didaktische Gründe dazu hatte; in dem ABCbuche würde ich lieber accurat oder ein andres Wort dafür gelesen haben. Woher die Regel: „Nur in Cöln, Cöthen und Cüstrin „klingt c wie k?“ Giebt es nicht mehr dergleichen Wörter, und was gehen sie den Anfänger an, dem man sie, wie es sich gebührt, mit k vorschreiben kann? Zu einer falschen Regel das ch betreffend bin ich mir ebenfalls bewust Gelegenheit gegeben zu haben. Ich werde meinen Fehler in der dritten Auflage meiner Sprachlehre verbessern; vielleicht ist alsdenn Hr. Weiße so gütig, und ändert mit mir. Man bedienet

sich des ck hauptsächlich zwischen zween Vokalen? Wozu diese Anmerkung? Steht ck nicht fast eben so oft vor einem Konsonanten oder am Ende? Das ch lautet fast wie ein doppeltes g? Wozu dergleichen falsche und ganz unnütze Beschreibungen? Q hat allezeit ein u hinter sich, und wird alsdenn wie kw gesprochen? Das heißt, qu lautet wie kwu, Qual wie Kwual. Fürscht in der Aussprache anstatt Fürst wird für richtig oder wenigstens für gewöhnlich erklärt; führschst anstatt führst hingegen für falsch. So viel ich weiß, ist in Sachsen beides gleich gewöhnlich, und für Hochdeutsche Ohren beides gleich falsch. Das tz klinget wie zwei zz? Also wie zzzz. Wie die Wörter zusammengesetzt sind so müssen sie auch getheilt werden? Ja, im Schreiben immer; aber auch im Lesen? Wer spricht Ob-acht? Wie viel gute Deutsche giebt es, die mach-en und back-en theilen? Die Regel für das Kind müße so heißen: ch zwischen zwei Vokalen muß immer doppelt buchstabirt werden (also machen mach-chen), außer wenn ein Dach *) darüber steht; ck hingegen wird allemal wie kk (oder auch wie c-k) buchstabirt, d. i. wirklich getrennt. Wer back-en theilt, sollte auch Schätz-e theilen. Herr Weiße theilt Schä-tze. Gewöhnlich ist das (wie ba-cken); aber deshalb nicht weniger ungereimt.

Das

*) S. oben S. 138. Das ist nothwendig, daß man die zusammengesetzte Figur nicht c-h nenne, sondern ihr den Griechischen Namen Xi gebe.

Das ʒ kann von dem Kinde sicher t:ʒ getheilt werden; oder will man dies nicht, so kann es ʒ:ʒ daraus machen. Bei den Unterscheidungszeichen wird nicht gezeigt, in welchem Falle sie gebraucht werden, sondern bloß gesagt, sie zeigten eine längere oder kürzere Ruhe in der Rede an, und darauf wird hinzugesetzt: „Das Kolon wird „auch gebraucht, wenn man die Worte eines „andern anführt.“ Zeigt es alsdenn etwa keine Ruhe an? Das Exempel vom Ausrufungszeichen ich offenbar falsch: „O Lob des sinnlosen „Pöbels, warum verachte ich dich nicht eher!“ Es ist sichtbar eine Frage, aber kein Ausruf. Ich hatte in meiner Sprachlehre, wo ich von dem Zusammenlauf drei mitlautender Buchstaben rede, das Wort for · dre zum Beispiel angeführt. Herr Weiße redet auch von drei Mitlautern, und doch streicht er mir aus meinem Beispiele den einen Mitlauter weg, und schreibt das Wort fo = dre, das nun darüber nicht mehr zur Regel passend ist. Möchte er doch fodern*) für

*) Mein Recensent in der Allg. Bibl. (B. 16. St. 2. S. 392) glaubt, es sei dem Sprachgebrauche gemäß, daß fodern so viel heiße, als verlangen, begehren, fordern hingegen oder fördern so viel, als befördern oder weiterbringen. Daß fordern dem guten Sprachgebrauche nach weiterbringen heiße, davon wird der Rec. den Beweis ewig schuldig bleiben. Herr Stosch hat (Th. 1 S. 277) schon angemerkt, daß Frisch und die Hallische Bibelausgabe beständig fordern postulare und fördern promouere schreiben. Das wäre also etwas vom

für fordern sagen, wenn er wollte; aber zu dieser Regel hätte er das Wort denn nicht mehr rechnen sollen, sondern zur vorigen. So wie übrigens die angeführten nicht ganz richtig ausgedrückten Regeln an sich fast durchgängig dem Kinderlehrer bekannt sind, so sind es die richtigen, die ich nicht anführe, nicht weniger. Aber wie viel andre Regeln sind demselben nöthig, um ein Kind recht lesen zu lehren! Dergleichen erwartete man, oder lieber gar keine.

Im Lateinischen Alphabet fehlt das j. Ich schreibe selbst diesen Zug nicht, sobald ich Latein schreibe; aber sobald ich Deutsche Wörter mit Lateinischen Buchstaben schreibe, so gebrauche ich ihn, wie Herr Weiße ebenfalls thut. Warum fehlt er nun? Auch in den großen Lateinischen Buchstaben giebt es ein Jod. Dies ist der Zug J. Wenigstens ist er in Hrn. Ramlers Gedichten allemal vom I sorgfältig unterschieden. In Herrn Weißens Exempeln steht oft ſs für ß, in dem Alphabet sehr sſ dafür, welches dem Gebrauch mehr entgegen ist.

Es

vom Sprachgebrauche für mich. Unsre lieben Dichter brauchen fodern, um auf lodern zu reimen. Das steht ihnen frei, wenn sie nur Frischens Anmerkung nicht vergessen, daß die faulen Dialekte das r in diesem Worte auslassen. Der Dichter darf sich den faulen Dialekt zuweilen zu Nutze machen; aber der Prosaist muß ihn ablegen. Luther schrieb foddern. Herr Stosch hat Lust, fördern ganz zu verwerfen, und bloß fodern und fordern zu unterscheiden, welches dem Sprachgebrauch am meisten entgegen ist.

Es folgen die Lesübungen und Unterhaltung. Sittenlehren machen den Anfang. Ob ich gleich meine Meinung davon schon neulich gesagt habe; so muß ich doch hier noch insbesondre wiederholen, daß manche Sprüche fast zu wenig der Einsicht der Kinder angemessen sind, z. E. „Ein goldner Zaum machet ein Pferd nicht bes„ser, und ein goldnes Kleid einen Thoren nicht „klug. Fliehe kurze Freuden, die von langen „Schmerzen verfolgt werden." Manche haben zu wenig sprichwörtliches, oder sind zu kahl, z. E. „Was du thust, da gehe frisch daran" (dies ist nicht einmal recht Deutsch). „Man kennet einen „Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und „redlich werden will." Unter den Gedenksprüchen ist auch nicht ein einziger, dessen Auswendiglernung ich von einem Kinde verlangen wollte; noch viel weniger einer, der sich gleich von selbst behielte. Von den kleinen Erzählungen sind mir die meisten zu tändelhaft. Das Getändele in der Erziehung hat gemeiniglich noch schlimmere Folgen, als tyrannische Begegnungen. Vermuthlich ist Hr. Basedow bei diesen Erzählungen zu Rathe gezogen worden. Manche Themata sind gar wiederholt. Z. E. die Erzählung von einem Kinde, das zu naschen haben wollte, und nachdem es sich an eine sehr philosophische Erinnerung des Vaters, „daß es niemals etwas zu einem „Gesetze machen müsse, was man ihm aus blo„ßer Güte gegeben, daß, sobald man einen sol„chen Mißbrauch sähe, dies der erste Weg sey,

 „sich

„sich alle Wohlthaten zu entziehen, weil sich nie„mand Pflichten auflegen ließ (ließe), zu de„nen er nicht verbunden sey," nachdem es sich, sage ich, an diese Erinnerung zu kehren nicht für gut fand, anstatt des Geforderten die Ruthe empfing, und zugleich eine neue Erinnerung: „wer nicht hören will, muß fühlen." Diese Geschichte steht S. 46, und S. 51 folgt schon eine ähnliche, wo wieder für ein zu viel forderndes Kind die Ruthe passirt. Wozu dergleichen Erzählungen? Man weiß doch wol, daß eine einzige Erfahrung eines Kindes in diesem Stücke besser ist, als ein ganzer Thesaurus von Histörchen. Sogar gut erzählt sind nicht einmal alle diese Unterhaltungen; mir fehlt nur der Raum es zu zeigen, wenn es auch mehr zu meinem Zwecke gehörte. Von verschiedenen kann man es nicht in Abrede sein, daß sie nicht bloß gut, sondern vortreflich erzählt sind. Die Kinderlieder sind, wenn ich nicht irre, alle oder doch meistens schon in den bekannten Weißischen Liedern für Kinder gedruckt. Dann folgen noch einige Fabeln, und zuletzt gut gewählte Gebete, aus Gellerts geistlichen Liedern gezogen. Die grössere Ausgabe enthält noch einige prosaische Morgen- und Abendgebete. Fast sorge ich die beiden Abendgebete eines Kindes, das sich wol, und das sich nicht wol verhalten hat, werden sehr gemißbraucht werden, der daruntergesetzten Anmerkung, die dem gröbsten Mißbrauche vorbeugt, ohnerachtet. Leicht kann ein Kind bei

Gelegen-

Gelegenheit dieser Gebete den Heuchler spielen lernen, oder es wird schon in frühen Jahren dem großen Haufen der Alltagschristen gleich, die täglich sündigen und abbitten, und dann aus Benjamin Schmolken die auf sie im richtigen Sinn so wenig passenden Worte herlesen: Mein Gewissen beißt mich nicht meines ganzen Lebens halber.

Es sind noch die Kupfer nebst ihren Versen zu beurtheilen übrig. Was man an den Kupfern in Beziehung auf die Richtigkeit aussetzen könnte, ist nicht viel. Das Lamm tanzt in der grössern Ausgabe, wie ein Hund; im Kupferstich habe ich das öfters gesehen, aber in der Natur noch nie. Die Nachtigall ist im Verhältniß mit dem Baum, worauf sie sitzt, wenigstens so groß, als eine Taube. In beiden Ausgaben schlägt der Knabe kein Rad. In der grössern schickt er sich an einen Burzelbaum zu machen (oder, wie man hier in der Mark sagt, Kobold zu schießen); in den kleinern steht er, wie ein Gaukler auf beiden Händen. Beides giebt dem Kinde einen falschen Begriff von Radschlagen. übrigens stimmen die Kupfer in der kleinern Ausgabe zuweilen etwas besser zu dem Texte, als in der grössern. In dieser liegt der Schüler unter einem Baume auf dem Bauche, und lieset in einem Buche. Wer erwartet da den Vers:

Der Schüler, welcher folgt, und seine Schule liebt,
Erwartet einst den Lohn, den Fleiß und Tugend giebt?

In jener wird doch dem Kinde ein Kranz aufgesetzt (der ihm freilich auf die Schultern fallen wird,

wird, weil er zu groß für den Kopf ist), und ein andrer mit dem Ordensbande des Eselskopfes steht daneben. Aber auch in den kleinen Ausgaben sind noch immer verschiedene kleine Widersprüche zwischen Kupfer und Text da. Der Wirth beut dem Gaste gefällig seinen Wein, und doch ist kein Gast da, sondern der Wirth macht Mine, den Wein selbst zu trinken. Xerxes trozt auf sein unzählbares Heer, und man sieht kaum ein paar Zelte hinter ihm. Die untergesetzten Verse müsten schlechthin keine grammatische Unrichtigkeiten enthalten; dergleichen ist es aber doch, wenn unter Jüngling steht: „Wohl „ihm! freut er sich so, daß es ihm nie gereut". Selbst das ist nicht einmal gut: „du schlägst den „Hund, und er billt dich darüber an". Gesetzt aber nicht zugestanden, daß billt wirklich besser sei, als bellt, so giebt es doch viele Länder, in die das Weißische ABCbuch verführet wird, wo billt eine ganz unerhörte Sache ist. Ich sage nicht, daß bellt hätte sollen gebraucht werden; wie leicht konnte ein streitiges Wort ganz vermieden werden! Eben so ist es mit dem Worte unbändig in der Zeile „Zaum und Gebiß „gehört für ein unbändig Pferd". Die meisten legen doch den Ton auf un, und nicht auf bän. Freilich verstattet man sonst einem Dichter die Freiheit, das un kurz, und die folgende Sylbe lang zu machen. Aber in Fiebelreimen, wo die gröste Genauigkeit herschen sollte, müste er auf diese Freiheit keinen Anspruch machen. Auch bei

bei den übrigen Theilen des Buchs ließen sich zuweilen ähnliche Sprachanmerkungen machen.

Ich zweifle nicht, daß das Weißische ABCbuch seiner verschiednen Fehler ohnerachtet Nutzen schaffen könne, und bereits geschaft habe, und willig gestehe ich, daß H. W. dadurch die Verbindlichkeit, die unsre Nation ihm bereits hat, sehr vermehrt habe. Meine Klage ist nur, daß er nicht alles that, was er thun konnte, oder vieler Geschäfte oder andrer Umstände wegen, nicht alles thun konnte, was man von ihm zu erwarten berechtigt war. Wenn indessen sein ABCbuch auch völlig unbrauchbar wäre, wie es nicht ist, so könnte das seinen anderweitig erlangten Ruhme im geringsten nichts schaden. Man wird ihn dennoch immer unter unsre besten Schriftsteller, ja unter diejenigen, die es verdient haben, Schriftsteller der Nation zu heißen, setzen, und ich insbesondre werde immer in seinen Werken ungemein viele Stellen so schön finden, daß ich sie nicht missen wollte, und wenn auch dafür die Hand irgend eines kritischen Freundes alle mittelmäßige Stellen gut, und alle schlechte mittelmäßig machte.

Fünfundzwanzigster Brief.

Unter die Vorzüge unsers Jahrhunderts gehört es auch unstreitig, daß Anekdoten- und Entdeckungssucht so allgemein sind. Diese haben

ben mir die Ehre zugezogen, von einigen für den Verfasser der Beurtheilung der Ramlerschen Oden *) gehalten zu werden. Wenige Blicke in die Schrift selbst konnten das Gegentheil lehren; allein seit wann entscheiden unsre neuesten Beurtheiler nach der Mode anders, als nach ihren ersten Einfällen? Ich hatte mehr als einmal von dem Hrn. Prof. Ramler mit vielen Lobsprüchen geredet; in dieser Schrift wird er sehr weit herabgesetzt. Glaubte man, jene Lobsprüche kämen aus unredlichem Herzen, und nur namenlos unterstände ich mich, meine wahren Gedanken zu sagen, so macht diese Muthmaßung dem Herzen ihrer Urheber nicht viel Ehre. Wodurch habe ich je die Meinung verdient, daß ich öffentlich etwas lobe, und heimlich ebendasselbe schelte? Oder hatten sich ja meine Gedanken von der Vortreflichkeit der Gedichte des Hrn Pr. R. geändert, was hätte mich abhalten können, dies in Schriften, die meinen Namen führen, zu sagen? Aber gesetzt, ich dächte sonderbar genug, ein entgegengesetztes Betragen vorzuziehen, musste ich denn an Hrn. Ramler grade solche Dinge tadeln, die ich in meiner Sprachlehre als richtig empfohlen hatte? Das thut aber der V. der Beurtheilung. Sie stand zuerst in den Beyträgen zu den Hamburgischen Nachrichten (1773 St. 45. 46). Da steht bei den Worten menschliche Geschichten ausdrücklich die Anmerkung, die ich aber in dem besondern Abdrucke nicht mehr finde:

*) Hamburg bei Schröder 1773. 20 Blätter in 8.

de: „Geschichte sagen wir andern ehrlichen Deutschen.“ Und ich? Ich sage ausdrücklich in der zweiten Auflage meiner Sprachlehre, die 1772 erschien, S. 44: „Die Geschichte muß im „Plural die Geschichten haben, anstatt daß ihn „die meisten dem Singular gleich machen.“ Zeucht für zieht ist unrecht, sagt der Ungenannte. Und ich? „Die hier und im folgenden als alt an„gegebenen Endungen mit eu sind zum Theil „noch in der Poesie brauchbar *)“, und dabei setze ich ein Exempel aus dem Ramler, o Sonne fleuch. Eben so borge ich dem Hrn. R. in einem gedruckten Briefe **) den von der Deutschen Sprache gebrauchten Ausdruck ab die wie Kalliopens Tuba tönet. Der Ungenannte hingegen macht sich darüber lustig. Aus diesen wenigen Stellen erhellet es schon zur Genüge, daß ich unmöglich Urheber dieser von so vielen Zeitungsschreibern mit unglaublicher Wut angegriffenen Beurtheilung sein kann. Allein ob ich das nun gleich nicht bin, so finde ich dennoch, daß der Verf. viel Geschmack und Einsicht besitzt, die er auch dann noch zeigt, wenn er meiner Meinung nach Unrecht hat, welcher Fall ziemlich oft eintritt. Ist es derjenige, den man mir in verschiedenen Privatbriefen genannt hat, so kennt ihn ein großer Theil von Deutschland und sogar viele Ausländer (welches mehr ist, als man von seinen

*) Sprachlehre S. 128 der ersten, und S. 210 der zweiten Ausgabe.

**) S. Theil 3, S. 56.

seinen Beurtheilern sagen kann) als einen verdienstvollen Gelehrten, der sich in mehr als Einem Stücke als Kenner gezeigt hat, — und desto lächerlicher würde alsdenn das Geschrei sein, das man gegen ihn erhoben hat. Doch wem kann auf den Namen des Verfassers etwas ankommen, sobald nur von Rechthaben oder Nichtrechthaben die Rede ist?

Ich will Ihnen nur hauptsächlich über solche Stellen dieser Beurtheilung meine Gedanken hersetzen, die mit der Sprachlehre in näherer Verbindung stehen. Unstreitig muß der Verfasser den Ausdruck bei ruhigem Nachdenken nach seinen eignen Grundsätzen für falsch erklären, den er S. 12 von Hrn. Ramler gebraucht, derselbe sei der ärgste Deutschverderber, der je gewesen ist. Alles, was er in Absicht auf die Sprache gegen ihn einwendet, würde, wenn es auch durchgehends seine Richtigkeit hätte, noch keinen Deutschverderber, vielweniger den ärgsten, der je gewesen, ausmachen. Aber so geht es in der Hitze des Streits! Man übertreibt, und weiß es selbst nicht; ja man vergißt, daß man sich selbst durch die zu große Heruntersetzung eines selbstgewählten Gegners nur schadet, und macht zugleich dem Publiko, welches bisher in einer ganz entgegengesetzten Meinung gestanden, ein sehr schlechtes Kompliment. So tanzen jetzt einige Deutsche Bibliothekare auf Klotzens Grabe herum, als wenn er der elendeste Philologe gewesen wäre, der je auf zwei Beinen gestanden,

ob

ob es gleich dem Publiko lieber wäre, wenn etwas mehr natürliche Billigkeit beobachtet würde. Ist doch der Beurtheiler billig genug, dem Hrn. Prof. R. das poetische Genie, und seinen Gedichten wahre Schönheiten nicht absprechen zu wollen (S. 7); warum muste er denn nun in Absicht auf die Sprache so unverzeihlich hart sein? Ich weiß nicht, warum er einen Augenblick hat zweifeln können, daß Hr. R. den Mars den verwundeten Kriegesgott nenne, weil er vom Diomed verwundet worden. So wenig das gegen die Sprache ist, so wenig ist es auch weit hergeholt. Der verwundete Kriegesgott heißt, der seiner Gottheit ohnerachtet verwundet werden konnte, den sie vor Wunden nicht schützte; so wird das Participium der vergangenen Zeit in allen Sprachen gebraucht. Eratons Laute verwirft der Verf. hingegen mit Recht, weil Eratons nur dadurch gerechtfertigt werden könnte, wenn diese Muse im Französischen *Eraton* hieße, da sie doch Erato heißt. Erato's würde also, wie ich hinzusetze, in diesem Fall nothwendig sein, so wie Plato's, Cicero's nach dem Gebrauch im Reden immer besser ist, als das aus dem Französischen nachgeahmte Platons, Cicerons. Der donnernde Strom und der Wein vom mürrischen Alter werden beide durch die Analogie andrer Sprachen gerechtfertigt. Donnern wird von jedem starken Getöse gesagt, und das mürrische Alter ist das hohe Alter. Rosengesicht (S. 18) soll kein schöner Ausdruck sein. Aber

warum nicht. Sagt man doch Rosenmund, Lilienbrust ꝛc. Daß es in der siebenten Ode nicht ganz grammatisch richtig sei Wein, den einst Ulfo so lange zu schonen schwur, bis ihm ein Sohn entgegen lallte, der aber ohne Sohn verstarb, weil das letzte der sich eher auf den Wein als auf den Ulfo, zu beziehen scheint, begehre ich nicht zu leugnen; der Zusammenhang selbst aber verhütet hier allen Mißverstand, und da das ist, so ist auch der Tadel zu unerheblich. Alle Sprachen haben dergleichen autorisirte Nachlässigkeiten, die nur einzig und allein durch einen wirklich verursachten Mißverstand fehlerhaft werden. Weidlich, kosen und rüstig (Od. 8) sind meiner Meinung nach zwar alt, aber eben deswegen vielleicht für die Poesie desto schicklicher *). Gegen traute Wirthinn habe ich freilich etwas mehr, das nemlich, daß traut nicht veraltet, sondern niedrig provinziell ist. Der Krieg (Od. 15, Stroph. 7) steht für die Krieger; also kann wol gesagt werden, daß die frommen Mütter dem Kriege ihre Milch gegeben. Der Pest Verschworene für Mitverschworne ist nichts weniger als Undeutsch. Die bangen Vesten sind die geängstigten Festungen. Wie konnte der Verf. auch nur im Scherz auf die Muthmaßung gerathen, Vesten sei hier der Plural von Vesta, und Vesten heiße Häuser? Bei dem Tode, den der unter Nachtigallgesängen empfangene mit Gleichmuth, gleich ei-

nes

*) S. Vorrede zu Th. 3. S. 17.

nes fremden Manns Besuche erwartet gilt eben das, was ich vorher angemerkt habe. Nur durch eine wirklich verursachte Zweideutigkeit wird die Konstruktion mit gleich tadelhaft. Die erste Kritik über die 23 Ode ist, wenn man die Sache aufs strengste nehmen will, vollkommen gegründet. Wenn man sagt, der Löwe wagt, gereizt vom Panther, den nimmer umsonst gewagten Sprung, im Bauch des Feindes die Klauen, im Nacken den zähnebewafneten Schlund, so muß man zugeben, daß der Löwe den Sprung nicht thut, die Klauen im Bauchen seines Feindes habend, sondern daß er erst springt, und hernach die Klauen einschlägt. Allein so gut man sagen könnte: er springt, und hat (in eben dem Augenblicke) die Klauen im Bauch des Feindes; eben so gut, dünkt mich, ließe sich auch die von Hrn. R. gebrauchte Verbindung rechtfertigen. Schlund für Rachen halte ich nicht für tadelhaft, sondern vielmehr für eine sehr gut angebrachte Metonymie. Warum soll es ein schlechter Ausdruck sein, der König warf sich zweyen Welten entgegen? Obiicere se, obiectare se periculis ist gutes Latein *), und es hindert nichts, diese Metapher auch ins Deutsche überzutragen, da sie mit einer andern, sich der Gefahr entgegenstellen, so nahe verwandt ist. In eben der Ode erklärt der Verf. friedselig

*) Man sehe den Korte über Sallusts Jugurthinischen Krieg 7, 1. und den Kornelius Nepos im Hannibal 5, 1.

lig für ein Wort, das schwerlich sein Glück machen werde. Nachdem Hr. Hamann das neue Lieblingswort unsrer meisten Schriftsteller, empfindsam, durch empfindselig lächerlich zu machen gesucht hat, möchten freilich manche Wörter, die in selig ausgehen, in das Register der bürlesken gerathen; aber sonst wäre noch zu erinnern gewesen, daß bei Hrn. Ramler das friedselig sehr schlecht in das Sylbenmaß passe. Bestälte Esche für vorn mit Eisen beschlagener Spieß (Od. 28) mag nicht für jeden gleich zu errathen sein; aber es ist schön, und stimmt mit dem Gebrauch des Griechischen μελία und des Lateinischen fraxinus überein. Der Ausdruck einen Triumph verlenken (Od. 30) kömmt dem Verf. sehr sonderbar vor. Sollte ihm der Ausdruck einen Zoll verfahren (d. i. ihn vorbeifahren, oder ihm aus dem Wege fahren) unbekannt sein? Nach eben der Analogie ist dieses verlenken gemacht. Bei der 40 Ode (der Rede an des Königs Geburtstage) wird erinnert, daß die Cäsur der Hexameter oft vernachlässigt sei. Das ist sie nicht; sondern der Verf. und Herr Ramler haben von der Cäsur verschiedene Begriffe. Gleich der erste Vers heißt:

' — υ υ
Heil dir, erhabene Stadt, | der Städte Königinn,
| Heil dir!

Nach den Begriffen der Alten, welche vermuthlich auch die Begriffe des Beurtheilers sein werden, hat dieser Vers gar keine Cäsur; aber wenn jemand, wie Hrn. Ramler, Cäsur und Abschnitt einer-

einerlei ist *), so wird der bei Stadt die schönste Cäsur, die man nur verlangen kann, gewahr werden.

Mehr nicht von dieser Beurtheilung, die Sie wenigstens nunmehr weder für meine Arbeit, noch mit dem Troß unsrer Journalisten für die Arbeit eines schlechten Kritikers halten werden. So eben werde ich noch gewahr, daß in dem dieser Beurtheilung angehängten Auszuge aus der Klotzischen Recension der Ramlerischen Oden, den ich vorher nie gelesen hatte, weil ich ihn für einen bloßen Auszug ohne eingemischten Urtheile hielt, dasjenige mit Beifall erwähnt wird, was ich ehedem **) über den Mißton in grünen Krone geschrieben habe. Sollten diejenigen, die mich für den Verf. halten, in der That glauben können, daß ich im Stande sei, als ein dritter mir selbst zuzuklatschen, so möchte ich die Pflicht, von jedem das Beste zu glauben, bis er das Gegentheil durch seine Handlungen verdient, nicht von Ihnen lernen.

*) Ich habe schon S. 122 des dritten Theils die Wiederlegung dieses Irrthums versprochen; ich sehe mich aber genöthigt, sie noch eine Zeitlang zu verschieben.

**) Th. 1. S. 20 ff.

Sechsundzwanzigster Brief.

„Das Forstwesen hat jetzt das Schicksal“, hieß es einmal in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek *), „daß so viel schlechte Schriftsteller „es zum Vorwurf ihrer Schmierereyen wählen. „So lange der alte Döbel, dieser Vater der Forst„verständigen, noch lebte, so pflegte er noch der„gleichen Art Leute einigermassen scheu zu machen, „weil er plötzlich ein fürchterliches Jagdgeschrey „erhob, und wie das wütende Heer mit seinen „Streitschriften hinter solche Stümper her war: „allein seitdem dieser nicht mehr ist, so heißt es „auch hier: Hercule est dans la tombe, et les „monstres renaissent“. Was hier von Döbeln in gutem Verstande gesagt wird, könnte man in einem schlechten vom seligen Gottsched sagen. Dieser war auch in seinen Journalen hinter alles her, was außer ihm sich erkühnte, an der Verbesserung der Deutschen Sprache zu arbeiten, und hat seinen Zeitgenossen in der That mehr als Ein gutes und brauchbares Buch aus den Händen recensirt, wovon ich statt aller andern nur Wippels Ausgabe vom Bödiker und Hrn. Aichingers Sprachlehre anführen will. Die erste erschien 1746, und also nicht lange vor der ersten Ausgabe der Gottschedischen Sprachkunst. Um dieser also den Verkauf nicht zu verderben, erhielt sie

*) B. 4, St. 1, S. 296.

sie ihre Abfertigung im Neuen Büchersaal B. 2. S. 516. ff. Hr. Aichinger hatte seine Sprachlehre fertig gehabt, ehe Gottscheds Werk erschienen war. Da sich aber der Druck verzögert hatte, so hatte er unterdessen den Gottsched gelesen, und konnte nicht umhin, hin und wieder sein Erstaunen über dessen Regeln und Meinungen zu erkennen zu geben. Diesen Frevel rächte bald nach der 1754 erfolgten Herausgabe der Aichingerschen Sprachlehre das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit von eben dem Jahr S. 47. ff. Beide Recensionen sind Denkmäler von Gottscheds unerträglichem Stolze, und ihnen ähnliche wird man in jedem Jahrgange seiner Journale gewiß finden. Nun möchte ich wol, daß jemand die Frage aufwürfe, und eine aufrichtige Antwort darauf veranlaßte: Wenn Gottsched nicht über alle Sprachlehrer, die anders dachten, als er, gleich dem wütenden Heere her gewesen wäre, und den ganzen Orkus wieder sie angewandt hätte, würden wir in den zweyunddreißig Jahren seiner journalistischen Laufbahn nicht manchen würdigen Verbesserer unsrer Sprache mehr gehabt haben? Wie viele mögen durch die Beispiele der Niederrecensirten, die sie vor sich sahen, abgeschreckt sein, ihre guten und brauchbaren Sammlungen heraus zugeben, worüber sie vielleicht länger zugebracht haben mochten, als Gottsched! Vielleicht erfährt man in der Folge noch nach und nach etwas davon, wie hier und da ein verdienstvoller Mann seiner Muttersprache viele

Nebenstunden oder wol gar seinen besondern Fleiß widmete, aber wegen des gedachten Jachtgeschreis damit zurückblieb, oder wenigstens keinen Verleger finden konnte. Dem sei aber wie ihm wolle, Gottsched ist todt, und es wird nun darauf ankommen, ob die Deutschen in Absicht auf die grammatische und kritische Kenntniß ihrer Sprache in den nächsten siebenunddreißig Jahren nach Gottscheds Tode mehr leisten werden, als sie in den vorhergehenden sieben und dreißig Jahren, nemlich von 1730 bis 1766 *), geleistet haben. Wenn man nach dem urtheilen soll, was in den verfloßnen sieben Jahren, von 1767 bis 1773, geleistet ist, so haben wir gute Hofnung vor uns. Die ersten Jahre zwar erschien nicht viel; allein in ein paar Jahren ließ sich auch nicht viel mehr thun, als Entwürfe machen und Vorsätze fassen. Jetzt scheint es ans Erfüllen zu gehen, und wenn der Eifer so warm bleibt, als er jetzt zu sein scheint, so werde ich bald aufhören müssen, meine Briefe die Deutsche Sprache betreffend fortzusetzen, um dafür eine Deutsch-philologische Bibliothek anzufangen, worinn von den neuesten auf die Verbesserung unsrer Muttersprache abzielenden Bemühungen Nachricht gegeben wird. Jetzt will ich Ihnen nach und nach von demjenigen Nachricht geben, was die Deutschen seit Gottscheds Tode in Absicht auf ihre Sprache geleistet haben, so viel mir davon bekannt geworden ist.

Erin-

*) Gottsched starb zu Ende des Jahrs 1766.

Erinnern Sie mich, wenn Sie merken, daß ich anfange, mir, gleich Gottscheden, den Alleinhandel in der Deutschen Sprache zuzueignen. Ich selbst spreche mich von diesem Fehler bis jetzt noch frei. Jede neue Arbeit in diesem Fache ist mir willkommen, und sie muß es mir um desto mehr sein, weil ich wegen der grössern Sprachlehre, die ich herauszugeben Willens bin, nichts mehr nöthig habe, als daß mir viel in die Hand gearbeitet werde. Wie wenig dies Gottsched gethan habe, merke ich alle Tage mehr. Wäre sein Deutsches Wörterbuch zu Stande gekommen, so ist es immer möglich, daß ich es bei meiner grössern Sprachlehre statt des Frischischen hätte zum Grunde legen müssen. Aber wie viel schlechter würde ich dabei gefahren sein, als bei dem vortreflichen Wörterbuche des Hrn. Rath Adelung, wovon ich Sie zu seiner Zeit weitläuftiger unterhalten werde! Bald nach der völligen Herausgabe desselben wird mein Werk das Licht sehen können.

Siebenundzwanzigster Brief.

Herr Heinze ist, so viel ich weiß, der erste, der nach Gottscheds Tod etwas über die Deutsche Sprache geschrieben hat, aber freilich so etwas, das zu wenig in das Gottschedische Fach einschlug, als daß Gottscheds Tod in die Bekannt-

machung desselben den geringsten Einfluß hätte haben können. Ich meine die beiden ersten Briefe *), die hinter seinen übersetzten Ciceronischen Reden stehen, und eigentlich eine Vertheidigung gegen eine Recension von Abt in den Litteraturbriefen **) sind, worinn Hrn. Heinzens übersetzung der Gespräche vom Redner beurtheilt war.

Nach Hrn. Heinzens Versicherung sind diese beiden Aufsätze schon einige Jahre vor Herausgebung das Buch geschrieben; das thut aber wenig zur Sache. Genug daß das Deutsche Publikum nicht eher, als nach Gottscheds Tode, daraus lernen konnte. Von der Recension, die Hrn. Heinze zu dieser Vertheidigung Gelegenheit gegeben sage ich Ihnen weiter nichts, als was er selbst daraus anführt. Sonst ließe sich bei manchem, was er nicht angeführt hat, freilich noch vieles ***) erin=

*) Marci Tullii Ciceronis XIV. auserlesene Reden rc. nebst einem Anhange dreyer Briefe. Lemgo 1767. gr. 8.

**) Man sehe den 214 bis 217 Brief im dreizehnten Theile. Die Allgemeine Bibliothek hat, da sie im Anhange zu den ersten zwölf Bänden das Heinzische Buch beurtheilte, nicht für gut gefunden, an diesem Streite Antheil zu nehmen, wiewol sie nicht unterlassen hat, überhaupt zu versichern, "daß hie und „da einige Anmercungen eingestreut wären, wieder „welche sich manches erinnern ließe".

***) Ein einziges Beispiel für meine Leser! In einer Reihe von Briefen, die von der Beredsamkeit oder Wolredenheit handeln, sollte doch gegen bekannte Regeln der Redekunst nicht gefehlt sein. „Es giebt „eine höhere Absicht für den Uebersetzer", sagt Abt

S.

erinnern, hin und wieder eine gute und sehr brauchbare Anmerkung unabgeleugnet *).

Der erste Streit zwischen dem Litteraturbriefsteller und Hrn. Heinze betrift das Dasein oder die Möglichkeit einer Deutschen Beredsamkeit. Herr Heinze hatte behauptet, die höhere Beredsamkeit der Deutschen sei gewiß ihrem Ziel so nahe noch nicht, aber die Schuld davon liege nur an uns allein. Dies letzte erklärt Abt für falsch. Und wenn Hr. Heinze hinzusetzt: „Von der panegyrischen Beredsamkeit haben wir wenig, und „fast noch weniger von der politischen und akademischen„: so ruft Abt dagegen **): „Wir haben „keine politische Beredsamkeit; nicht einen „Schein davon; und können sie auch nicht haben, „weil unsre Staatsverfassungen gar nicht dazu „eingerichtet sind“. Weiter: „gar nichts haben „wir davon, weil wir sie auch gar nicht bedürfen“. Und, damit nicht etwa jemand denke, der Streit drehe sich nur um das Wort politisch, so wird in der Folge gesagt: „Die große Beredsamkeit kann „nirgends,

S. 98; „diese erhebt ihn zum Range eines Au„tors, und schnitzt den kleinen Krämer zum Kauf„mann um, der würklich den Staat bereichert“. Welche Metapher, der Absicht ein Umschnitzen beizulegen! Oder wenn das auch erlaubt sein sollte, wie kann man einen Krämer umschnitzen? Umschaffen möchte man ihn können.

*) Ich rechne dahin was S. 101 gesagt wird: „Un„sre Sprache hat sich zu dem, was mir von ihr un„ter guten Federn sehen, durch die Uebersetzungen „gebildet“.

**) Am angef. Orte S. 106.

„nirgends, als in der gerichtlichen Art zu reden „zu Stande gebracht werden. Das Forum ist „das einzige Treibhaus für sie, und jeder andre „Boden zu kalt". Hernach sucht er zu zeigen, welchen Vorzug die gerichtliche Art zu reden vor den übrigen in allen Stückrn habe. Herr Heinze antwortet hierauf ganz richtig, es gebe noch Länder genug, wo die versammleten Stände viel vermögen, und deren Statsverfassung lasse allerdings eine politische Beredsamkeit statt finden, obgleich in einer geringern Stuffe, als zu Rom oder Athen. Besonders beruft er sich auf die Reichsstädte, die aristokratisch oder demokratisch regieret werden. Hieraus folgt also gegen Abt, daß wir ganz wol eine politische Beredsamkeit haben könnten. Hr. Heinze geht einen Schritt weiter, und beweist a priori, daß wir sie wirklich haben. „Man erinnere sich", sagt er *), „nur zum Beyspiele der Umstände, worinn sich „die deutsche, obgleich auser den Grenzen des itzigen Deutschlandes gelegene Stadt Danzig vor „einiger Zeit befand. Sollten dieselben nicht „manche Thucydideische oder Livianische Rede „hervorgebracht haben, welche man gern lesen „würde, wenn sie der beredte Lengnich in ein „Geschichtbuch einrückte"? Zuerst ist die ganze Vermuthung wol falsch **); es sind Gründe da, warum

*) S. 566.

**) Unterdessen finde ich in des Hrn. D. Reiskens Vorrede zum dritten Theil seiner übersetzten Reden des Demoschenes S. LIII eine ähnliche Stelle: "Wür-

warum bei solchen Gelegenheiten grade keine Reden gehalten werden, und der gute Geschmack ist zu wenig allgemein, als daß wir, wenn es auch die Mode mit sich brächte, in dergleichen Fällen Reden zu halten, uns viel sonderliches versprechen könnten. Hernach weiß ich nicht, warum Hr. Heinze nur von Thucydideischen und Livianischen Reden spricht, die, wie man weiß, und wie er selbst erinnert, nie gehalten worden sind. Würde hier Abt, wenn er noch lebte, nicht antworten, solche Reden, als Thucydides uns liefere, Geburten der Schule oder der Studirstube, nicht des Geistes der Geschäfte, möge man freilich in unsern Zeiten noch finden, aber das sei eben deshalb nun wieder keine gerichtliche Beredsamkeit? Aber, antwortet Hr. Heinze, herscht die Beredsamkeit nicht auch in Schriften? Nein, sagt Abt, und unterscheidet Beredsamkeit und Wolredenheit. Hr. Heinze hält dies für einen Wortstrit, und sagt:

"Würden dergleichen Reden aufgeschrieben, die in „besagten großen Städten (Amsterdam und London) „zu einen stürmischen und gährenden Pöbel bei unstäten und mißlichen Zeitläuften gehalten werden, „könnten wir sie nur lesen, könnten wir sie gegen „die demosthenischen Verhetzungsreden halten und „prüfen; ich bin gewiß, die heutigen würden die „alten ausstechen". Ob ich gleich übrigens so wenig in diesem Stücke, als in der Meinung von dem Vorzuge der neuern Beredsamkeit vor der alten, diesem großen Manne beitreten kann, so kann ich doch den Gründen, womit er diejenigen bestreitet, die des Demosthenes Reden zu ganz außerordentlich feinen Produkten des menschlichen Geistes machen, meinen Beifall nicht ganz versagen.

sagt: „Cicero und Quintilian wissen von diesem „Unterschiede nichts, und ich erkenne ihn auch „nicht. - Alles was Herr B. *) Wohlredenheit „nennt, nenne ich mit dem Cicero Beredsamkeit. „Und da alle geschickte Leute in der Sprache des „gemeinen Lebens eben das thun, und beyde Wörter gleichgültig gebrauchen, da Hr. B. selbst „uns die Wohlredenheit nicht abspricht, so haben „wir gewiß eine Beredsamkeit, und zwar auch „eine hohe" ꝛc. Freilich ist hier Wortstreit, aber, so viel ich sehe, nur auf Hrn. Heinzens Seite. Abt giebt zwei verschiedne Dinge an; das eine, sagt er, haben wir, das andre nicht. Wie kann nun aber darauf jemand antworten: Ich gebe diesen beiden Dingen nur Einen Namen, und also haben wir beide? Weiter, Cicero und Quintilian sollen Wohlredenheit und Beredsamkeit nicht unterscheiden. Die Substantiva haben sie freilich nicht unterscheiden können, weil sie nur für das letzte ein Wort in ihrer Sprache hatten, eloquentia; aber unterscheiden sie nicht disertus und eloquens! Nun ist disertus wolredend, gut gesagt, eloquens beredt; und wenn mit der Zeit aus disertus ein Substantiv gebildet wäre, würde es nicht eben so von eloquentia unterschieden sein, als Wolredenheit von Beredsamkeit? Daß alle geschickte Leute in der Sprache des gemeinen Lebens Beredsamkeit für Wolredenheit gebrauchen, leugne ich. Man wird im gemeinen Leben

*) Mit diesem Buchstaben waren Abts Aufsätze in den Litteraturbriefen unterzeichnet.

Leben gewiß nicht von einem gut geschiebnen Briefe sagen, er sei mit vieler Beredsamkeit geschrieben; und überhaupt, was hat die Sprache des gemeinen Lebens in dergleichen bloß gelehrte Sachen für einen Einfluß? Genug, daß unsre Rhetorikenschreiber seit langer Zeit Beredsamkeit und Wolredenheit unterschieden haben, wie es auch Herr Stosch im dritten Theile seines Buchs von gleichbedeutenden Wörtern gethan hat. Diesen Wortstreit bei Seite gesetzt, hat Herr H. in der Hauptsache Recht; es giebt auch eine Deutsche höhere, gerichtliche Beredsamkeit, und wenn wir sie nicht haben, so könnten wir sie wenigstens haben.

Aber muß denn die hohe Beredsamkeit nur nothwendig grade gerichtlich sein, wie Abt behauptet? Mich dünkt, Hr. Heinze habe Recht, wenn er darinn wiederspricht. Von akademischen Reden konnte Abt wol unmöglich anders als verächtlich reden, da vermuthlich damals bei ihm Universitätsprofessor und alles, was dem anhängig ist, schon als Schimpfwörter betrachtet wurden. Aber demohnerachtet besitzen wir manche akademische Reden, in denen sich der wahre Geist der alten Römischen Beredsamkeit zeigt. Freilich sind sie Lateinisch, aber ihre Verfasser sind doch geborne Deutsche, und also läge der Mangel der Beredsamkeit nicht an der Deutschen Verfassung, sondern an der dazu noch nicht geschickt genug gemachten Sprache. Von den panegyrischen Reden gilt eben das. Noch sind die Kanzelreden

zelreden übrig. Herr Heinze stimmt Abten darinn bei, daß ein Geistlicher, der von der Kanzel spricht, in vielen Fällen sogar einen Fehler begeht, sobald er nur Redner sein will. Aber davon ist die Frage nicht, sondern ob man Kanzelreden zu dem Grade der gerichtlichen erheben könne. Viele geistliche Redner haben das unleugbar wirklich gethan. Ihre Ausführung ist völlig Ciceronianisch oder Demosthenisch gerathen, so daß sie, wenn sie Cicero's Kopf gehabt hätten, mit ihm um den Vorzug hätten streiten können. Ihr Vortrag war also beredt, in einem höhern Grade beredt, sie mochten nun dadurch ihrer Predigerpflicht entgegen handeln, oder nicht. Immerhin mag man tadeln, dergleichen Predigten sind zu rednerisch; genug daß sie rednerisch sind, worauf es bei diesem Streite allein ankömmt. Daß alsdenn der gröste Theil den geistlichen Redner nicht versteht, ist gewiß; aber daß alle Römer den Cicero und alle Griechen den Demosthenes verstanden haben, glaube wer da will. Mode ist es freilich, dies zu glauben, so wie man auch glaubt, jeder gemeine Grieche habe den Homer gelesen und verstanden, wie die Parisische Bürgerfrau eine Gazette ließt und versteht; allein wo sind die Beweise davon? Ich sehe wol, daß auch Hr. Herder *) sagt: „das Volk, dem unsre „Kanzelredner reden, ist nie das römische Volk, „nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner „Empfindung“; doch auch er nimmt dieses Ohr und

*) Fragmente Samml. 3. S. 294.

und diese feine Empfindung ohne Beweis an. Der Pöbel ist allenthalben Pöbel, eine Rede in ihrem Umfange zu übersehen unfähig, und mit zu groben Sinnen ausgerüstet, als daß er ihre Feinheiten sollte einsehen oder fühlen können. Das übrige, was Herr Herder zu Beantwortung der Frage sagt: Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben? ist gut, so wie das meiste von demjenigen, was Abt und Herr Heinze hierüber beigebracht haben. Nur ein einziger Punkt scheint mir von diesen Herren aus der Acht gelassen zu sein. Giebt es niemals Gelegenheiten, wo ein Geistlicher sich bloß als Redner betrachten, und sich ohne Tadel ganz seinem rednerischen Feuer überlassen darf? Ich dächte, dieser Fall ereignet sich so oft, als Belehrung und Besserung sein eigentlicher Zweck nicht ist. Wie oft werden nicht Reden von Geistlichen gehalten, die ein Weltlicher eben so wol halten dürfte (z. E. Landtagsreden), und wie oft reden sie nicht vor glänzenden und erhabenen Versammlungen, wo Wortschmuck kein eitles Gepränge mehr ist, sondern ein nothwendiges Erforderniß! In der That findet man viele Geistliche, denen dergleichen Reden ungemein gut glücken, und in dieser Rücksicht kann man immer noch sagen, daß bei uns die Beredsamkeit fast bloß auf den geistlichen Stand eingeschränkt sei.

Mit der ersten Hauptstreitigkeit zwischen den Herren Abt und Heinze war noch eine Nebenfrage verbunden, welche den Bau der Deutschen

Perioden betraf. Abt sagte *): „Im Deutschen „ist ein Stil schon periodisch, wenn auch die „Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwi„schen gestellet, und die Absätze so gekettet an „einander gehänget sind.“ Herr Heinze wirft dagegen **) Abten nicht undeutlich vor, er habe nicht gewust, was das Periodische sei. So ganz unwahrscheinlich ist dies nun aus den vorher abgeschriebenen Worten der Litteraturbriefe eben nicht. Unterdessen kann es auch wol nur eine Nachlässigkeit in Abts Ausdruck sein, daß man nun glauben muß, er habe alles für periodisch gehalten, was nur einigermaßen durch Partikeln zusammenhängt; wenigstens sehe ich nicht, daß dieser Irrthum im Folgenden wieder vorkömmt. Also bleibt immer die Frage: Hat Herr Heinze das Genie der beiden Sprachen in Nachbildung der Perioden genug unterschieden? Nein, sagt Abt, und ja Herr Heinze selbst. „Wenn meine „übersetzung,“ sind seine Worte „wirklich biswei„len unangenehm lautet, welches Kenner beur„theilen mögen, so kömmt solches nicht daher, „daß ich das Periodische im Deutschen von dem „Lateinischen nicht unterschieden habe, sondern „daß entweder die Sprache oder mein Unvermö„gen mich gehindert hat, meine Perioden den „Lateinischen ähnlich genug zu machen.“ Herr Heinze giebt also zu, sowol daß es einem geschickten Deutschen übersetzer oft schwer werde, die Lateini-

*) S. 120.

**) S. 561.

teinischen Perioden nachzubilden, als auch daß
seine Sprache selbst ihm dies oft unmöglich ma-
che. Daraus würde ich nun freilich einen son-
derbaren Schluß ziehen, oder vielmehr ich ziehe
ihn wirklich: periodisch geschriebne Schriften der
Alten, dergleichen die meisten des Cicero sind,
soll man gar nicht für das Publikum übersetzen;
und zwar darum weil eine solche Übersetzung,
wenn sie treu ist, auch nach allem angewandten
Fleiße im Ganzen niemals gefallen, oder ihr Ur-
bild erreichen kann. Für sich mag man sie über-
setzen, einzelne nach langer Sorgfalt gut getrof-
ne und nachgebildete Stellen mag man auch be-
kannt werden lassen; — beides wird für unsre
Sprache und für die Ausbildung unserer Schreib-
art von großem Nutzen sein; — aber seine Übungen
behalte man im Pulte. So denke ich schon lange
im Punkt der Übersetzungen, und so oft und viel
ich auch für mich selbst übersetzt habe, so bin ich
doch nie dreist genug gewesen, mit einer Überset-
zung eines alten Schriftstellers öffentlich zu er-
scheinen, weil meiner Meinung nach zu einer
recht guten Übersetzung zehnmal mehr Zeit gehört,
als zu dem ausgefeiltesten eigenen Werke, wol
zu merken, wenn man den Geist der Schreibart
des Verfassers mit ins Deutsche übertragen will.
Denn will man das nicht, so ist eine Übersetzung
noch so ziemlich leicht gemacht, wie unsre witzi-
gen Nachbarn uns unzähligemal bewiesen haben.
Abte meinte: „Wenn wir die Perioden nicht
„schleppen wollen, müssen wir sie manchmal tren-

„nen". Herr Heinze antwortet *): „Daß man „die Perioden in der Übersetzung nicht zerreißen, „sondern so viel müglich beysammen lassen müsse, „das ist die einhällige Vorschrift derer, welche „den Übersetzern Regeln gegeben haben, nicht „nur des Kasaubonus und Huet, sondern auch „des Rollin und Batteux." Niemand wird leugnen, daß ein guter Schriftsteller immer etwas verliert, sobald man ihm seine Perioden zerstückt; aber wenn nun darüber, daß man sie ihm unzerstücket lassen will, die Lesbarkeit der Übersetzung vermindert wird, so sollte man doch lieber diese aufrecht zu erhalten suchen, als durchaus auf jene Vollkommenheit bestehen. Das, dünkt mich, hat Abt sagen wollen, und alle, die einigermaßen für gültige Ausleger seiner Worte gehalten werden können, möchten mir darinn beitreten.

Im Lateinischen kommen unzusammengesetzte Perioden ziemlich oft vor, im Deutschen viel seltener. Herr Heinze hatte behauptet, der einfache Satz, womit das Buch des Cicero vom Redner anfängt (cogitanti mihi saepenumero &c.) müßte im Deutschen nothwendig ein zusammengesetzter werden. Abt übersetzte ihn so, daß er auch im Deutschen einfach blieb. Er hatte ihn also besser nachgebildet, als Herr Heinze, und dieser ist aufrichtig genug zu gestehen **), daß er eben das oft vergeblich versucht habe. Ein

Ver-

*) S. 563.

**) S. 593.

Verfahren, ganz so, wie man es von diesem wahrheitsliebenden Gelehrten erwarten kann, den, wo ich nicht irre, die Allgemeine Bibliothek vor einiger Zeit sehr mit Unrecht beschuldigte, er wäre monitoribus asper. Aber wenn wir nun den Abtischen Deutschen Perioden ansehen, hat er nicht wirklich einen andern Bau, als der Lateinische? Dieser fängt mit dem Dativ des Particips an: cogitanti mihi — — et repetenti, perbeati fuisse illi videri solent, qui cet. Hingegen der Deutsche heißt: „Wiederholte Betrachtungen und Erinnerungen voriger Zeitläufte lassen mich die höchst glückselig preisen, welche ꝛc.“ Wer sieht hier nicht offenbar den Vorzug der Lateinischen Sprache in Absicht auf die Mannichfaltigkeit der Perioden? Herr Heinze behält also doch in so fern Recht, daß unsre Sprache uns oft hindere, unsre Perioden dem Muster eines Lateiners (wie Abt sich ausgedrückt hatte) recht anzupassen. Allein ob ein andrer von ihm behaupteter Satz sich durchsetzen lasse: „Wir müssen entweder Isokratische und Ciceronianische Perioden machen, oder wir machen gar keine;“ daran zweifle ich sehr. Wenigstens hat sich schon die Klotzische Bibliothek *) dagegen erklärt, die aber Hr. Heinzen darinn offenbar Unrecht thut, wenn sie versichert, er glaube mit andern, alles, was einigermaßen durch Partikeln zusammenhänge, sei periodisch. Nicht das, sondern grade das Gegentheil glaubt er. Was mich

*) B. 4. S. 11.

betrift, so glaube ich noch immer, es gebe eine Deutsche Periodologie im Gegensatz der Griechischen und Römischen. Nicht als wenn die Definition eines Deutschen Periodus anders ausfallen müste, als eines Lateinischen, sondern weil sich überhaupt sowol die verschiednen Arten der Verflechtung eines Deutschen Perioden nebst der Unmöglichkeit der Nachahmung des Ganges gewisser Lateinischen angeben lassen, als auch es nicht schwer fallen kann, in Ansehung einer jeden Art besondre Regeln zu ertheilen, die entweder ihren Bau oder die Fälle ihres Gebrauchs betreffen. Zwar sind in diesem Stücke unsre Rhetoriken noch sehr mager. Die meisten Beispiele, die sie geben, sind aus Lateinern. Dadurch aber wird ihr Buch denn immer eine Rhetorik überhaupt, aber keine Deutsche Rhetorik insbesondre.

Ich komme auf Hrn. Heinzens zweiten Brief, dem er die überschrift gegeben hat: Vertheidigung des Germanismi. In den Jahren, da die Litteraturbriefe das Buch nach der Mode waren, die, seitdem Abt zum Mitarbeiter angenommen worden, nebst mancher guten Wendung ein gutes Theil seltsamer Redensarten und ungewöhnlicher Verbindungen mehr enthielten, da wäre es freilich Zeit gewesen, daß ein Mann, wie Hr. Heinze, der bei den Briefstellern nicht übel angeschrieben war (denn Gottscheds Tadel würde man für einen Lobspruch aufgenommen haben), seine Gedanken von der Verderbung des Deutschen bekannt gemacht hätte. Abt, der, wie ich mir

vor-

vorstelle, unter den Mitarbeitern bei weitem der gelehrigste war, würde sich vielleicht haben rathen lassen. Jedoch Abt war todt, und in so fern kamen Hrn. Heinzens Anmerkungen zu spät; nur werden sie für manchen noch immer nicht ohne Nutzen sein, ob ich gleich glaube, daß er oft theils zu weit geht, theils gegen Mißbräuche eifert, die sogar zu der Zeit, da er schrieb, durch den Tyrannen Gebrauch schon zu stark befestigt und gesichert waren.

Sehr richtig ist die Anmerkung, die H. H. S. 584 macht, daß einige oft für die Reinigkeit und Zierlichkeit der Deutschen Sprache eifern, die sie doch selbst nicht selten verletzen. Besonders hatte ein Ungenannter den Ausspruch gethan: „Es fehlt den Deutschen ein Premontval, „der ihre Formeye züchtige, und wenn er am „grünen Holze anfängt, dem dürren Furcht ein„jage.“ Dieser Ungenannte ist vermuthlich Hn. Heinze nach seinem wahren Namen bekannt, hat auch denselben vielleicht seinem Buche vorgesetzt; da ich mich aber nicht erinnere, obige Stelle irgendwo gelesen zu haben, so ist und bleibt er für mich ein Ungenannter. Aus diesem Ungenannten nun und aus den Litteraturbriefstellern, worunter auch zuweilen einer oder der andere den Puristen machte, liefert uns H. H. ein Verzeichniß solcher Wörter und Redensart, die ihm nicht rein Deutsch zu sein scheinen, und noch vorher erzählt er uns, daß einer seiner Freunde schon vor geraumer Zeit (vor 18 Jahren, d. i. vor

dem Jahr 1748) aus Lesung Deutscher Schriften ein antibarbarisches Lexikon zu sammeln angefangen habe, wovon er aber hernach wieder abgekommen sei *).

Ich werde am besten thun, wenn ich die Anmerkungen des Herrn Direktors unter gewisse Klassen bringe, und ich will mit denen, die mehr zur Sprachlehre gehören, den Anfang machen, alsdenn zu denen, die mehr in das Fach der besondern Forschung des Wörterbücherschreibers laufen, fortgehen, und endlich mit denjenigen schließen, die mehr aus der Redekunst entlehnt zu sein scheinen.

Das barbarischeste Latein ist nach Hrn. Heinze unangenehm und ungebräuchlich. Er schlägt dafür das schlechteste oder verderbteste vor. Aber sagt barbarisch nicht etwas anders, als schlecht und verderbt? Lieber wollte ich doch ver-

*) Ein solches antibarbarisches Lexikon wäre schon damals keine üble Sache gewesen; aber Herr H. sagt, das Ärgerniß des nach einigen Jahren (1754) erschienenen Neologischen Wörterbuchs sei so groß gewesen, daß man damals auch eine unschuldigere Arbeit dieser Art schwerlich würde ohne Haß und Verachtung angesehen haben. Das Neologische Wörterbuch war bekanntermaßen eine den angeblichen Sprachverderbereien Klopstocks, Bodmers, Hallers u. a. entgegengesetzte Spottschrift. Nun komme jemand, und sage, Gottsched und seine Anhänger hätten nicht manchen guten Deutschen Kopf und seine Schriften unterdrückt; denn obgleich das Neologische Wörterbuch nicht von Gottscheden selbst war, so herscht doch wahrer Gottschedianismus von einem Ende zum andern.

verwerfliches oder verworfnes sagen. Wegen des Übelklanges in barbarischeste oder barbarischste *) bin ich mit Hn. Heinze eins; allein da wir der Wörter so viel haben, die sich auf isch enden, die meistens der Bedeutung des Superlativs wol fähig sind, so hätte ich einen Vorschlag gewünscht, wie man sich bei so übelklingenden Superlativen helfen müsse, wenn man entweder durchaus darauf besteht, oder auch dazu genöthigt ist, sich eines Worts auf isch zu bedienen. Sollte man anstatt zu sagen diese Schrift ist in dem barbarischsten Latein geschrieben worden nicht sagen können: in einem höchst barbarischen oder in dem äußerst (möglichst) barbarischen Latein **)?

In einer dem zweiten Briefe beigefügten Anmerkung klagt Herr Heinze, daß nach der Zeit, da er diesen Brief geschrieben, die Plurale mit angehängtem s, die kein Sprachkundiger in der nachlässigsten Prose dulde, sogar in Versen, die

*) Man sehe die zweite Auflage meiner Sprachlehre S. 175.

**) Im gemeinen Leben haben die Wörter in isch sehr häufig einen Superlativ in ischste, so übel er auch klingen mag (z. E. es ist der weibischste Mann, den ich je gesehen habe), und auch in Schriften wird er nicht selten angetroffen. Bloß des Übellauts wegen wird er von guten Schriftstellern vermieden. So muß man vermuthlich das erklären, was Hr. Prof. Ramler im vierten Theil des neuesten Batteux S. 418 schreibt: „Wir sagen „nicht, am argwöhnischsten. Die Ursache ist allein „der Wohllaut.“

wer weiß wie sehr erhoben würden, zu prangen angefangen hätten. Freilich sind die Plurale mit s nur in den gemeinsten mündlichen Reden verzeihlich; aber in Gedichten, dächte ich, wären sie denn doch eben so häufig nicht anzutreffen, wenn man etwa Mädchens (wofür durchaus mit allen guten Dichtern Mädchen gesagt werden muß), manche fremde Wörter z. E. Friseurs, und endlich verschiedene eigene, sogar einheimische Deutsche Namen (z. E. Amors, Jakobi's) ausnimmt. Wiewol Herr Heinze kann eine Sammlung von Gedichten in Gedanken gehabt haben, die vor dem Jahr siebenundsechzig von den Kunstrichtern erhoben wurde, und nun nach demselben fast in niemands Händen mehr ist *).

In

*) In meiner Sprachlehre handelt in der Etymologie die 38 Nummer (nach der zweiten Ausgabe, nach der ersten die 27) von den Pluralen in s, und es versteht sich, daß ich künftig in meinem grössern Werke ausführlicher davon handeln werde. Hier will ich nur einige Kleinigkeiten berühren, die ich bei der Herausgabe desselben vielleicht, als bereits vergessen, werde mit Stillschweigen vorbeigehen können. Im 3 Bande der Allg. D. Bibl. St. 2, S. 150. (welche Stelle H. Heinze auch anführt) wurden bei Gelegenheit der Übersetzung des Longus vom Hn. Prof. Grillo die mit s gemachten Plurale eigentlich Deutscher Wörter ganz verworfen, und zu gleicher Zeit gesagt, daß man statt Amors und Zephyrs lieber schreiben sollte Amorn und Zephyrn. Beides hält der Rec. der gewöhnlichen Deutschen Abwandlung (Abänderung wollte

In eben der Anmerkung eifert H. H. darüber daß die Participia (das will sagen, die Partici-

te er sagen; denn so übersetzt man Deklination) des Plurals gemäßer. In der That bemerke ich seit der Zeit hin und wieder Amorn. Das älteste mir bekannte Beispiel steht in den Liedern der Deutschen, die mit dem angeführten Stücke der Bibliothek in Einem Jahre erschienen. Das erstemal wäre dies nicht, daß die Allg. Deutsche Bibliothek Regeln gäbe, und einer ihrer Freunde die Beispiele dazu. Allein ist das wirklich analogisch? Von Rektor und Professor sagt jedermann die Rektoren, die Professoren. Würde Amoren schlechter sein, da nun doch einmal Amors weggeschaft werden muß? Ungelehrte würden ohne Umstände sagen die Amorre (mit dem Tone auf A), und auch diesen würde ich nichts entgegenzusetzen wissen. Anstatt die Zephyrn ist, dünkt mich, die Zephyre (mit dem Ton auf phy) schon eingeführt genug. Nach einer andern neuversuchten Abänderungsart müste man die Amor sagen, so wie Creuz schon vor mehrern Jahren gesagt hat:

> Und fodre nicht von dem, den leise Zephyr heben
> Der Heldenlieder Donnerton.
>
> (Zueignungsschr.)

Hr. Wieland sagt in der Musarion; „Woran die „Lambert selbst sich übermessen könnten“ (S. 78), und (S. 5) „Wo selbst die Platon zehlten.“ Hr. Klopstock bietet in einem bekannten Avertissement den Kollekteur (das müste doch, wenn es nicht nach dem Redegebrauche den Kollekteurs heißen sollte, wenigstens den Kollekteuren heißen) gewisse Procente an. Unter Sprachlehren ist der Verfasser des zweiten Theils meiner Sprachlehre (von dem ich weiter unten einen ausführlichern

Brief

ticipialkonstruktion *) nunmehr auch in der ungebundenen Schreibart, sogar in Briefen und Erzählungen, häufig angebracht würde, die man doch vor 10 Jahren noch keinem übersetzer aus dem Französischen oder Englischen vergeben habe. Wollte Gott, wir könnten die Participialkonstruktion nach und nach in mehrern Fällen nationalisiren, als sich bisher hat wollen thun lassen! Gewinnen würde unsre Sprache in gewisser Absicht immer dabei; ich bin auch beinahe versichert, daß der Herr Direktor selbst nicht alle Participialkonstruktionen mißbilligt. Auch weiß ich ihm eine übersetzung anzugeben, die zu der Zeit, als er dieses schrieb, über zehn Jahre alt war, und in der gleichwol die Französische Participialkonstruktion ungemein häufig beibehalten ist, und zwar so, daß sie in dem bescheidnen Gebrauche derselben in den meisten Fällen zum Muster dienen kann. Es ist die Ramlerische übersetzung des Batteux.

Wer wird nicht mit Hn. Heinze (S. 586) sagen, daß Nachtheile kein guter Plural sei, ob man gleich Vortheile sagt? Hingegen wundere ich mich, wenn kurz vorher steht (S. 585): Weniger

Brief zu schreiben habe) ausdrücklich der Meinung, daß man die Ambassadeure (dagegen habe ich nichts) oder die Ambassadeur, die Konsul oder Konsulle, die Pater für Ambassadeurs Konsuls und Paters schreiben, oder wenn man ja Ambassadeurs schreibe, dennoch nur Ambassadeur aussprechen solle.

*) S. den Syntax meiner Sprachlehre N. 62.

„niger ein Fehler ist fremd. Deutsch sagt man „weniger fehlerhaft oder tadelhaft.“ Ich dächte, das letztere wäre weit fremder, als das erste. Kein Deutscher, der bloß Deutscher ist, wird je sagen: mein Herr ist weniger menschlich, als ich; aber so möchte man ihn wol zuweilen reden hören: bin ich weniger ein Mensch, als mein Herr? Das ganze getadelte Beispiel heißt: Ist denn das Schnitzern in der Muttersprache weniger ein Fehler? Hier mißfällt ihm der zu einem Substantiv gemachte Infinitiv das Schnitzern. Aber sagt man nicht eben so wol: Er kann das Schnitzern nicht lassen; als man zu sagen pflegt: Er kann das Reden nicht lassen? Eben dies Urtheil hatte er weiter oben über das Schwanken im Ausdrucke gefällt, und dafür ein schwankender Ausdruck oder schwankende Worte empfohlen. Schwankende Worte kenne ich nun eben nicht, ob mir gleich schwankende Begriffe bekannt sind. Zwischen einem schwankenden Ausdruck und dem Schwanken im Ausdruck finde ich den Unterschied, daß das letztere mehr ein Tadel desjenigen, der etwas aufgesetzt hat, das erstere hingegen ein Tadel des Aufsatzes selbst ist.

Noch erklärt sich Herr H. H. (S. 586) gegen die Verdoppelung der Infinitive, wo man mit einem einfachen sich behelfen könne. Gern gebe ich ihm zu, daß dieselbe zuweilen offenbar ungereimt ist, wenn nemlich der zweite Infinitiv schon in der Sache selbst liegt, wovon die Rede ist. So ist es in den beiden von ihm angeführten

Bei-

Beispielen: „Man erklärt ihn für geschickt, et„was dazu beitragen zu können;“ und: „um „darnach sicher gehen zu können.“ Im ersten Fall liegt das Können schon in geschickt, und im Grunde hieße der Satz so viel, als: Man glaubt, er sei im Stande, im Stande zu sein, etwas dazu beizutragen. Im zweiten hat man nicht die Absicht sicher gehen zu können, sondern wirklich sicher zu gehen. Eben so ist es im Grunde falsch, wenn man sagt: „Er bat um „Erlaubniß, sich auf seine Güter begeben zu dür„fen;“ denn dürfen heißt Erlaubniß haben. So weit bin ich also mit dem Hn. Direktor sehr einig, ob ich gleich nicht dafür stehen will, daß ich mich selbst durch diesen zu sehr eingerißnen Fehler nie habe hinreißen lassen. Allein daß zwei auf diese Art verbundnen Infinitive allemal fehlerhaft sind, kann ich dem Hr. Dir. unmöglich zugeben. Oft sagt der Satz ganz etwas anders, sobald er mit zwey Infinitiven versehen ist, als wenn er nur Einen enthielte. Das giebt H. H. auch selbst zu, und führt das Beispiel an: Der Stat scheint sich einen allgemeinen Nutzen versprechen zu können; aber er meint, man dürfe ja nur, damit die Sprache ihre Ehre behalte, ein paar Sylben mehr nehmen, da sie doch kein Geld kosteten, und sagen: Es scheint, daß sich der Stat : : : versprechen könne. Recht gut! Das Sylbenersparen ist freilich nicht das höchste Gesetz der grammatischen Sprachrichtigkeit, oder vielmehr, nichts läst sich durch die bloße Sylbenersparung

recht-

rechtfertigen; allein da die Konstruktion mit daß sehr oft gegen die mit zu vertauscht wird, und da zwey Infinitive ohne zu oft genug zusammenkommen, so sehe ich gar nicht, warum sie der Sprache ihre Ehre rauben sollten, sobald zu dabei steht. So gut ich anstatt er versicherte, daß er völlig frei wäre, sagen darf er versicherte völlig frei zu sein, eben so gut wird man auch anstatt er versicherte, daß er dies nicht thun dürfte, sagen können, er versicherte dies nicht thun zu dürfen; und so wie es unverwerflich ist Französisch sprechen können und sprechen wollen ist zweierlei, so wird man es auch nicht tadeln können, wenn jemand schreibt: er versichert, Französisch sprechen zu können, oder der lächerliche Hochmuth, Französisch sprechen zu wollen.

Ich gehe zu den Bemerkungen über, die bloß einzelne Wörter betreffen.

Zuerst will H. H. manche fremde Wörter verbannt wissen. Besonders ist er dem Genie sehr ungeneigt. Wiewol in Absicht auf dieses Wort hat man dem Hn. Direktor ein zweifaches Unrecht gethan. Zuerst hat man ihm Schuld gegeben, er wolle dies Werk, wenn man es ja im Deutschen dulden sollte, Schenie geschrieben haben *). Das, glaube ich, hat H. H. nie gemeint. Er sagt: „Unsre Sprache kann dasselbe „nicht

*) Diese Beschuldigung steht in der Klotzischen Bibliothek. St. 4. S. 13, und im Anhange zu den zwölf ersten Bänden der Allg. Bibliothek. S. 735.

„nicht annehmen; oder es muß Schenie geschrie„ben werden;“ d. i. (wenigstens habe ich Hn. Heinzens Worte immer so verstanden) das Französische Wort Genie kann seinem Laut nach nicht mit Deutschen Buchstaben ausgedrückt werden, oder man müßte es etwa Schenie schreiben, welches zwar dem Französischen Laute am nächsten kommen, aber gleichwol ihn nicht völlig ausdrücken würde. In der That behauptet also H. H. nicht nur nicht, daß man Schenie schreiben müsse, sondern er gebraucht die Ungereimtheit einer solchen Rechtschreibung sogar, um überhaupt die Aufnahme des Worts zu hintertreiben. Zum andern hat man ihn beschuldigt, er glaube, daß man dieses Wort immer *) durch Art, Weise oder Natur übersetzen könne. Der Augenschein zeigt, daß er weiter nichts behaupte, als man könne für Genie der Sprache sagen Natur und Art der Sprache, und das wird doch hoffentlich niemand leugnen. Was mich betrift, so habe ich schon lange geglaubt, Genie gehöre zu den eingebürgerten Wörtern, und ob ich gleich nicht in Abrede bin, daß zuweilen oder auch, wenn

*) In der Klotzischen Bibliothek am angeführten Orte. Es heißt daselbst: „Er kennet den Umfang „dieses naturalisirten Worts nicht, wenn er vor„giebt, man könne es durch Art, Weise, Natur „übersetzen. Gerade wie Haug, der es durch An„lage geben will.“ Nie hat H. H. behauptet Genie könne immer durch Art, Weise, Natur übersetzt werden, oder es gebe ein Wort, das alle Bedeutungen desselben erschöpfe.

wenn man will, in den meisten Fällen anstatt desselben ein angenommeners Deutsches Wort gebraucht werden könne, so ist doch nicht weniger unstreitig, daß wir vergebens auf ein völlig und in allen Bedeutungen damit übereinkommendes sinnen würden. In Genie liegt ein schöner Tropus, der in jeder Übersetzung allemal verloren geht; dies ist der wahre und eigentliche Grund von der Annahme des Worts. Mit Deutschen Buchstaben läßt sich der Französische Laut desselben nicht ausdrücken, das gebe ich dem Hn. Direktor vollkommen zu; aber warum dürfen wir nicht Wörter annehmen, deren Buchstaben eine fremde Aussprache beibehalten? Dergleichen giebt es in Absicht auf das g eine ziemliche Menge; Loge, Menage, Vergette, voltigiren sind zum Beispiel gleich bekannt und gleich unübersetzlich. Vielleicht wuste H. Heinze, zu der Zeit, da er dieses schrieb, noch nicht, daß es Leute giebt, die in Genie ein ordentliches Deutsches g hören lassen; sonst würde er Eine Einwendung weniger gegen dies gute Wort gehabt, und nicht verlangt haben, daß man es durchaus mit Lateinischen Buchstaben schreiben sollte.

Allgemein von den fremden Wörtern zu reden, so introducirt sie der Gebrauch oft, ohne die Sprachlehrer zu befragen, ob ein gleichbedeutendes Deutsches Wort vorhanden sei. Hernach wenn es einmal eingeführt ist, so hat dieser gut schreien; die Nation stimmt ihren Ton seinetwe-

gen nicht um. Aber der Ungelehrte versteht diese fremden Brocken nicht. Freilich nicht oft; aber versteht er die Übersetzungen gemeiniglich nicht noch weniger, z. B. denkt er bei Anlage, Kopf ꝛc. eher etwas, als bei Genie? Aber, sagt H. H., „wir haben manches Wort und manche Redens„art, welche natürlicher, bestimmter und stärker „ist, als die Französischen. Die Franzosen blei„ben aber deßwegen doch billig bei den ihrigen; „wie ein jeder feiner Mann in seinem Rocke geht, „wenn gleich sein Nachbar einen bessern hat." Das letzte vielleicht wenig zur Sache passende Gleichniß bei Seite gesetzt, so ist es mehr ein Vorzug, als ein Fehler unsrer Sprache, daß sie fremde Wörter annehmen kann. Die Französische und andre Sprachen können das nicht einmal. Bloß die Holländische hat darinn gewissermaßen noch vor der Hochdeutschen einen Vorzug. Nur darinn, dünkt mich, gehen unsre Schriftsteller zu weit, daß sie bei aller Gelegenheit fremde Wörter anbringen, die dem Unbelesenen, wenn er im Sprachgebrauche der Redenden auch noch so erfahren ist, noch nie bekannt geworden sind. Das heißt die Einbringung fremder Produkte übertreiben; aber warlich ist doch der ein gleich schlechter Sprachfinanzier, der lieber sein Vaterland einen Vortheil entbehren läst, als daß er fremdes Gut über die Gränze zu bringen erlauben sollte, das doch aus Noth schlechterdings eingebracht werden muß. Lieber nach und nach im Lande aufgesucht, was sich fin-

den läßt, so wird jedermann, der klug ist, das nicht aus der Ferne holen, was er näher haben kann. Unter den Wörtern, die H. H. bloß deswegen, weil sie fremde sind, verwirft, zeichnen sich Nüance und Individuum vornehmlich aus. Beide sind Kunstwörter, und die Übersetzung der Kunstwörter ist, wenn man ohne Zweideutigkeit reden soll, grade am meisten zu verbieten. Embryo möchte ich auch wol vor der Hand hieher rechnen.

Talente und existiren (S. 588) lassen sich allenfalls Deutsch ausdrücken; aber bestimmter sind sie immer. Das Wörtchen interessant giebt ein Beispiel, daß sich nach und nach einheimische Wörter anfinden, die anstatt der fremden gebraucht werden können. Seit sechs und mehrern Jahren gebrauchen verschiedene Schriftsteller angelegentlich in gleicher Bedeutung mit gutem Erfolge, ob es gleich den Begriff nicht erschöpft *). Mit völligem Recht tadelt H. H. Effort; denn Anstrengung sagt theils eben das, theils ist Effort für Anstrengung durch keinen Gebrauch im Reden privilegirt.

Wenn jemand sich aufs beste von der Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit fremder Wörter

*) Theilnehmenmachend würde den Begriff vielleicht erschöpfen; aber welch ein Wort! Wenn man doch dies immer bei unsern neuen Erfindungen bedenken wollte! Immer ist mir ein fremdes einfaches oder leicht zusammengesetztes Wort lieber, als ein einheimisches, das über seine Zusammensetzung sich selbst wundern möchte.

überzeugen wollte, so würde er unsre besten Schriftsteller vornehmen, und bei jedem fremden Worte, das in ihnen vorkömmt, versuchen müssen, ob es sich grade in der Verbindung durch ein andres Deutsches Wort geben lasse oder nicht. Oft ist das fremde Wort so bekannt, daß man es, wenn es nur den geringsten zur Sache passenden Nebenbegriff hat, billig vorzieht. Ich gebe Ihnen dazu ein Beispiel, das ich ganz auf der Gränze zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit hergeholt habe, grade deshalb, damit Sie und jeder es daran genau erkennen sollen, daß ein fremdes Wort auch alsdenn noch verzeihlich bleibt, wenn es auch nur ein klein wenig mehr sagt, als das gewöhnlichere eigentliche Deutsche Wort. Der Herr Prediger Cube sagt in der Vorrede zum ersten Theil seines übersetzten Hiob, man glaube, wenn man Schultens Lateinische Übersetzung lese, einen prosaischen Schriftsteller von dem allerniedrigsten Schlage zu lesen; „so „servilischtreu sei seine Übersetzung." Setzen Sie hier anstatt servilischtreu einmal sklavischtreu, so wird jeder Sachverständiger, wie ich mir einbilde, immer ein wenig vermissen, das er vorher fand. Irre ich mich aber ja bei diesem Beispiele, so begreifen Sie doch leicht, daß mir ganze Tausende übrig bleiben, wo nur der ausgelassenste Verehrer der Deutschen Sprache einen eigentlich Deutschen Ausdruck dem fremden vorziehen kann.

Eine

Eine eigne Bemerkung ist das freilich, daß die Poesie die fremden Wörter nicht so recht vertragen will, als die Prose. Gleichwol weiß ich nicht, ob die Klage des Hn. Direktors (S. 592), daß die fremden Wörter jetzt sogar in Versen überhand nähmen, so ganz gegründet sei. Es sollte mir nicht schwer werden, im Hofmanswaldau oder in diesem und jenem seiner Zeitgenossen mehr fremde Wörter aufzutreiben, als in irgend einem neuem Dichter. Billig nehme ich die Stellen aus, wo die letztern nebst der Mode zugleich der modischen Ausdrücke spotten.

Auch auf verschiedene zu pünktlich aus fremden Sprachen übersetzte Ausdrücke ist H. H. nicht gut zu sprechen. So gefällt ihm abhängend und abhängen nicht, ferner unbedeutend, Genauigkeit, Verdienst im Französischen Sinne für Vorzug, die schönen Kenntnisse, der Gegenstand oder Vorwurf eines Buchs, Gebrauch von etwas machen; indessen haben doch alle diese fremde Brocken, wenn man sie so nennen will, ihr Glück gemacht, und, was das schlimmste ist, wir können sie nicht einmal gut entbehren. Der einzige Vorwurf ist ausgenommen; denn dies kömmt höchstens nur im Munde der philosophischen Dunse noch vor. Ich weiß nicht, ob ich hieher auch rechnen soll in diesem Gesichtspunkte anstatt in dieser Absicht: H. H. führt die Stelle nicht im Zusammenhange an, und nur der würde es entscheiden können, ob der Gebrauch dieses Worts Verzeihung oder Tadel ver-

diene. Mit Recht verwirft er gemeinhin, wofür wir schon gemeiniglich haben, und so gut dies schon ist für so gut dies auch ist. Nicht weniger trete ich ihm völlig bei, daß man nicht sagen dürfe: „Warum soll das an uns gleichgül„tig sein, was wir doch bei einem andern nicht „als ein solches gelten lassen?" Wozu haben wir dergleichen Wörter, als dafür ist, wenn wir sie da nicht gebrauchen wollen, wo unsre Nachbarn ihr comme tel zu gebrauchen gezwungen sind? Hingegen möchte ich lieber mit dem Ungenannten sagen: „Wenn wir gegen einen Aus„länder die Sprachfehler begingen, die wir itzt „um jedes dritte Wort begehen," als mit Hn. Heinze vor einem Ausländer. Gegen ihn heißt im Gespräch mit ihm. So sagt man: „Er hat „gegen mich nichts davon erwähnt. Ich werde „mich nichts gegen ihn merken lassen." Vor anstatt *coram* läßt sich nur selten gebrauchen, und hier ist grade keiner von diesen wenigen Fällen.

Noch habe ich einige von dem H. Dir. H. beleuchtete Ausdrücke übrig, die mehr in die Redekunst einschlagen. Der Ungenannte hatte gesagt: „Sie machen sich dem feinern Ohre uner„träglich." H. H. meint, der Singular anstatt des Plurals sei hier poetisch und schwülstig, und schlägt daher vor: „Sie werden feinern Ohren „unerträglich." Freilich sagt das eben so viel; aber doch sehe ich noch nicht, wo in jenem das Poetische und Schwülstige steckt. Wer würde, auch in der gemeinsten Prose, nicht lieber sagen:

Nichts

Nichts kann dem wachsamen Auge dieses Mannes entwischen; als dafür den Plural gebrauchen? Das feine Ohr ist das Ohr des Kenners, das geübte Ohr des gültigen Richters. Mit Recht nennt H. H. den Ausdruck, „die „Ruhe seiner Sprache etwas ernsthafter schä„zen" für seine Sprache etwas höher schätzen (mehr in Ehren halten sagt H. H.), gezwungen und unverständlich. Für „Würde er nicht „eben den Hohn äusern (äußern), den wir ihn „fühlen lassen?" schlägt H. H. vor „Würde er „uns nicht eben so höhnisch ansehen oder verla„chen, als wir ihn?" Das erste nennt er geschraubt und fremd. Ich sorge nur, man möchte durch dergleichen Kritiken unsre Schriftsteller abschrecken, auf das zu denken, was doch wirklich Ihre Pflicht ist, nemlich neu zu schreiben. Man äußert Verdacht; warum nicht auch Hohn? Man läst jemand seine Satire fühlen; wie nahe sind die Begriffe Hohn und Satire verwandt! Also sehe ich noch immer nicht, warum jenes geschraubt und fremde heißen soll.

Wäre ich auch in wenigern Stücken mit H. H. einig, als ich wirklich bin, so würde ich doch immer seine beiden Briefe noch lehrreich und lesenswürdig nennen. Dächten alle Schulleute so geläutert, als er, und verbänden sie alle die Kenntniß der alten und neuern schönen Litteratur in einem so hohen Grade, wie glücklich wäre alsdenn Deutschland!

Achtundzwanzigster Brief.

Auch noch im Jahr 1767 fing der jetzige D. der Gottesgelahrtheit und Hofprediger zu Königsberg, Herr Lindner, an, sein bekanntes Lehrbuch der schönen Wissenschaften *) herauszugeben. Der zweite Theil erschien 1768, und in den Jahren 1771 und 1772 erhielt man eine neue veränderte Ausgabe (denn das war es im Grunde) von beiden Theilen unter dem veränderten Titel Kurzer Inbegriff der Aesthetik, Redekunst und Dichtkunst. Diese Bändchen nehme ich zusammen, und theile Ihnen über dasjenige, was darinn die Sprache näher angeht, meine Gedanken mit.

Den Anfang des Inbegriffs machen sogleich (aus dem Lehrbuch Th. 2 S. 165 ff.) vorläufige Erinnerungen über die Rechtschreibung oder Orthographie im Deutschen. Wie diese hieher kommen, haben, dünkt mich, schon andre gefragt; indessen ist mehrern Rhetoriken ein guter Theil Sprachlehre eingemischt, z. B. der Hallbauerschen.

Die Erklärung der Rechtschreibung ist sonderbar: „Was der Numerus, das ist Wohl„klang und Harmonie für das Ohr ist, das ist „die

*) Eine sehr spöttische Recension davon erschien in dem ersten Stück der Klotzischen Bibliothek, eine billigere in der Allgemeinen Bibliothek, wo auch neulich über den Inbegriff sehr unparteiisch, wie es mir vorkömmt, geurtheilt ist.

„die Orthographie oder Rechtschreibung für „das Auge.“ Ein Gleichniß ist nun wol überhaupt keine Erklärung; aber dieses Gleichniß selbst, hat es wol einmal seine völlige Richtigkeit? Der gute Numerus einer Rede gefällt dem Ohre nicht bloß; er entzückt es. Eben so eine gute Orthographie das Auge? Ich wenigstens habe mich noch nie über eine richtige Orthographie gefreut, so wenig als über das Gegentheil geärgert. Schlechter Numerus mißfällt meinen Ohren, und beleidigt sie; aber über schlechte Rechtschreibung lache ich allenfalls, und das thut man nicht, wenn man sich beleidigt fühlt. Auch wäre das nicht gut, wenn der Numerus sich wie die Rechtschreibung verhielte. In der Rechtschreibung kann der eine etwas gut und richtig finden, was dem andern abgeschmackt vorkömmt; viele Regeln sind bloß willkürlich, und können nach der Beschaffenheit der Sache nichts anders sein; der Gebrauch, der oft sehr von ohngefär entstanden ist, hat sie veranlaßt, obgleich der gesunde Menschenverstand hin und wieder dagegen schreit. Wäre es beim Numerus eben so, so würde das Ohr des einen gefüllt werden, und das Ohr des andern leer bleiben. Aber nicht also; eine numeröse Rede gefällt auch auch dem, der die Sprache nicht einmal versteht, sobald sein Ohr mir einigermaßen geübt und geschliffen ist. Wäre die Orthographie für das Auge, so würde dadurch zugleich des Gottschedischen Gefrages: Wie sieht das aus? kein Ende.

Der Wunsch (S. 30), daß wir die Länge und Kürze der Vokale durch eigene Zeichen, wie die Hebräer, oder wenigstens durch Accente unterscheiden könnten, hat Gründe für sich; „allein sie sind nicht," sagt H. L. und damit müssen wir uns freilich begnügen. Gleich das ist ein Beweis, daß unser Verstand in der Rechtschreibung oft etwas als gut und nützlich erkennen kann, das wir doch um des herschenden Gebrauchs willen nicht einführen dürfen.

„Als Harsdörfer das h zu sehr ausmerzen „wollte," sagt H. L. S. 32, „(so) erinnerte man „ihn mit Recht an seinen Namen." Mit Recht? das wüste ich nun eben nicht. Harsdörfer war eigentlich nur gegen das verlängernde h eingenommen, nicht gegen das h zu Anfang der Wörter; also hätte sich seine Jungfer Tochter den sinnreichen Spaß wol ersparen können. Gleich sinnreich hat man mich zuweilen auf meinen Namen verwiesen, wenn ich Herz und meynen verwarf.

Daß th da gesetzt werden müsse (S. 33), wo im Plattdeutschen ein d stehet, ist falsch. Nicht bloß Tod macht eine Ausnahme, sondern unzählige andere Wörter; ja überhaupt die allermeisten im Hochdeutschen mit t anfangenden haben im Plattdeutschen ein d, so wie umgekehrt einige, die im Hochdeutschen ein th haben, im Plattdeutschen nicht mit d, sondern mit t ausgedrückt werden, z. E. Thron, Thräne.

Ganz neu war mir die Nachricht, daß ämse woven ämsig herkömmt, im Altdeutschen Mühe

bedeutet

bedeutet habe. Wäre das zu beweisen, so könnte die Herleitung dieses Worts nicht mehr streitig heißen *). Schmäuchler nebst der Gottschedischen Herleitung verwirft H. L.; aber Häuchler gefällt ihm doch (S. 36). Die Unterscheidungsregel **) nimmt er an; aber die Beispiele, die er an den Orten, wo er eigentlich davon redet (§. 7. S. 38), gegeben hat, sind meistens so beschaffen, daß nur der Unwissendste sie verwechseln kann, z. E. Thiere und Thüre, Preuß (Preuße) und Preis, Zügel und Ziegel. Ein schreibt man, nach seiner Anweisung mit einem großen Anfangsbuchstaben, wenn es vnus bedeutet, und wenn es Nachdruck hat. Sonderbar ist das Beispiel, das er vom Nachdruck giebt: „ich bin „Ein guter Hirte.“

Das zweite Hauptstück enthält einige sehr nothwendige Regeln aus der Deutschen Sprachlehre. Zuerst §. 1 eine Untersuchung was Solecis-

*) Ich habe ämsig sonst immer mit Töllnern und Gottscheden von Ämse für Ameise hergeleitet. Der H. Rath Adelung schreibt emsig, und hält die Herleitung für ungewiß; das e zieht er um der alten Alemannischen Schreibart willen vor, wo immer ein e vorkömmt. Weil Emmeisen wirklich in ganz alten Ausgaben der Lutherischen Übersetzung steht, und wir jetzt getrost Ameisen dafür schreiben, überdem Ämse selbst von Hn. A. als gebräuchlich angeführt wird, so sehe ich nicht, warum er diese Herleitung des Worts emsig gar nicht angeführt hat, und warum ämsig getadelt werden könne.

**) Man sehe im dritten Theile den 20 Brief.

lecismen (warum nicht Solöcismen)? sind.*) Nebenher eine zu eingeschränkte Bestimmung der Barbarismen, daß man darunter fremde ausländische Wörter verstehen müsse, die in der Muttersprache noch nicht aufgenommen sind. Manche von Hn. Lindners Solöcismen sind so ausgemacht noch nicht. Ich will doch immer lieber etliche zwanzig sagen, als zwanzig und etliche**). Jenes ist anstatt des veralteten etliche und zwanzig allenthalben gewöhnlich; dieses hingegen ist von der schulmäßigen verbessernden Art***), wobei nie viel herauskömmt. Auch ist nach Hause gehn unstreitig lange so gut nicht, als zu Hause gehn. In den folgenden Paragraphen kömmt etwas Etymologie, Syntax und und eine Abhandlung von den grammatischen Figuren vor. Allemal ist das Etwas nicht so ausgesucht, daß nicht etwas anders billig hätte an seiner Stelle stehen sollen. Auch laufen kleine Unrichtigkeiten mit unter; z. E. bei lebe dir ergänzt H. L. zu Ehren, da doch dir für dich oder dir zum Nutzen heißt. Die einigen, welche sagen „für zehn Thaler, nicht unter dem“ haben Recht, und unter das ist ganz falsch. Die Lehre von den grammatischen Figuren hätte weit genauer behandelt werden können. In Genüge ist das e nicht eingeschoben, sondern in Gnüge weggelassen.

*) Man sehe Th. 3, S. 10. und hernach S. 199.

**) Manche von diesen Anmerkungen waren schon im Lehrbuche Th. 2 S. 70 gemacht worden.

***) Man vergleiche das, was Th. 3, S. 71. gesagt ist.

lassen. Überhaupt hätte genauer bestimmt werden müssen, in welchem Fall die Figur erlaubt, und in welchem sie fehlerhaft ist; z. E. dahero, jetzunder sagt kein guter Schriftsteller. Noch folgen einige Zusätze zu beiden Kapiteln, die zum Theil das Vorige wiederlegen. Unter andern heißt es auch: „Solecismen schreiben andre Solöcismen.“ Vergulden soll eine Ausnahme sein; es ist falsch, und vergolden allein recht. Auch liest man hier einen Auszug aus Bodmers Grundsätzen *), die zum Theil dem wiedersprechen, was im Vorigen gesagt war. Den Städten das weibliche Geschlecht zu geben, haben Poeten nicht eigentlich gewagt, sondern den Alten nachgethan. Sie ist gefallen, die stolze Babel, steht in der Lutherschen Übersetzung.

Was man überhaupt an Hn. Lindner getadelt hat, die unordentliche Häufung von allerlei Bemerkungen durch einander, das zeigt sich auch in diesem grammatischen Auszuge.

Im zweiten Theil des Lehrbuchs S. 65 ff. kommen verschiedene gute Bemerkungen über die Sprache vor. Doch heißen die Barbarismen auch hier fremde ausländische Wörter und Bettlerlumpen aus fremden Sprachen. Warum H. Lindner behauptet: „zur reinen Sprache hilft „mir das Lesen guter Übersetzungen, Komödi„en und unanstößiger Romanen,“ weiß ich nicht. Aus anstößigen Romanen läst sich eben so gut reines Deutsch lernen, als aus unanstößigen, wenn

*) Man sehe unten den dreißigsten Brief.

wenn sie nur rein geschrieben sind. Ich pflege immer das Urtheil zu fällen, daß man das reine Deutsch am ersten aus Reimern lerne; denn die haben am wenigsten Gelegenheit unrein Deutsch zu sprechen, und dürfen Umschreibungen gebrauchen, die in der Sprache des Umgangs und allem, was derselben nahe kömmt, geziert lassen würden *). Doch vermuthlich verstehe ich und Hr. L. unter reinem Deutsch zweierlei Sachen **). „Das eingemischte Latein," sagt Hr. Lindner S. 66, „vergiebt man Gelehrten, und „noch eher Pedanten." Den Pedanten vergiebt man es nicht, sondern der Titel Pedant ist grade ihre Strafe, und wahren Gelehrten traut man es zu, daß sie nicht ohne Noth Latein einmischen werden; daher wollte ich lieber behaupten, von wahren Gelehrten lerne man den rechten Gebrauch fremder Wörter. Das heißt, nach S. 67, die Sprache bereichern, wenn man die eigenthümlichen Wörter seiner Muttersprache aus dem Alterthum hervorsucht. Von eignen Versuchen, neue Wörter zu solchen Begriffen, die man bisher immer mit fremden Wörtern ausgedrückt hat, zu schaffen, sagt Hr. Lindner fast gar nichts. Richtig bemerkt er, daß fremde Wörter oft fast bekannter sind, sogar bis in des Pöbels Munde, als einheimische. S. 68 wird es frei gelassen, ob man im Plural sagen wollen, die Virgile oder die Virgilen, nachdem der folgende Buchstabe ein Selbstlauter sei oder nicht (also Virgile findet

*) Man vergleiche oben S. 191.

**) Meine Gedanken davon stehen Th. 3, S. 9.

det man nicht mehr, und alle Virgilen übertreffen. Mich dünkt, das heißt seine Griechische Grammatik im Deutschen am unrechten Orte anbringen, ob ich gleichwol weiß, daß viele es mit etwa und etwan vollkommen auf ähnliche Art zu halten pflegen. Wieder die alten und ausgestorbenen Wörter erklärt H. L. sich S. 75 mit Recht, auch wieder diejenigen, die ihre Bedeutung seitdem geändert haben. Wieder die leztern kann man insbesondre nicht genug eifern, da sie am Ende nur Zweideutigkeit machen. So deklamirte vor einiger Zeit die Allgemeine Bibliothek in der Recension von Ranis Fechtbuch gegen das Duelliren, und tadelte es, daß man gleich „Schimpf für Ernst“ aufnähme. Was mag dabei mancher duellsüchtige gedacht haben? War Scherz für Ernst etwa undeutlicher oder nachdrucksloser? Restitutores seruum pecus! möchte man ausrufen. Von den Provinzialwörtern steht manches gute S. 79; doch hätte bemerkt werden sollen, daß einige auch in Hochdeutschen Schriften frei gebraucht werden dürfen, nachdem einige Schriftsteller von Ansehen es mit gutem Fortgange gethan haben, z. E. raunen, ausgattern, Bube, Dirne. Die meisten dieser Anmerkungen werden im zweiten Theil des Inbegrifs S. 26 ff. wiederholt.

In eben diesem zweiten Theil wird S. 232 ff. von der Deutschen Prosodie oder Tonmessung gehandelt, wo in Ansehung der Grundsätze Herr Heinze, und in Ansehung der Beispiele Gott-

sched am meisten gebraucht ist, wiewol auch viele Beispiele von Hn. L. selbst aufgesucht sind. Gegen Östs kritische Prosodie (Frst. a. M. 765), die ich noch nicht näher kenne, wird die Erinnerung gemacht, daß sie zuletzt ganz impraktikabel werden würde. Was er H. L. davon anführt, bestätigt dieses Urtheil.

Spondeen nimt H. L. S. 237 doch so halb an, wie ich aus dem, was er S. 234 gesagt hatte, kaum hätte vermuthen sollen. Wenn Haus in Gasthaus kurz ist, so giebt es wol überhaupt im Deutschen keine Spondeen. Am wenigsten können die Participia in nd, selbst lodernd nicht, Spondeen genannt werden; denn die letzte Sylbe ist in ihnen völlig kurz, wie man am besten sehen kan, wenn man die Aussprache des Particips fehlend mit der Aussprache des Nennworts Elend vergleicht. In der Anmerkung erklärt er sich selbst, man mache, ob man gleich „eigentlich“ keine Spondeen habe, den Trochäen dazu „durch den Accent in der Skan„sion und die Verlängerung im Ziehen der Syl„ben.“ Die Wahrheit ist, daß wir aus Noth unsern Trochäen anstatt des Spondeen der Alten gebrauchen, daher auch Herr Ramler in seinen Horazischen Sylbenmaßen immer gleich einen Trochäen hingezeichnet hat, wo die Lateiner sonst einen Spondeen zu haben pflegen. Klopstock nimmt in seinen Sylbenmaßen Spondeen an, und hat sich statt derselben gemeiniglich unreiner Trochäen (z. E. Drangsal, Weihrauch) bedient,

obgleich, wie mich dünkt, der Vers gemeiniglich eben so volltönend sein würde, wenn auch immer nur ein reiner Trochäus gebraucht wäre. Die Abhandlung über die Deutsche Tonmessung *) kennt Herr Lindner, wie er überhaupt allenthalben eine gute Bücherkenntniß zeigt; aber was dieselbe von dem einsylbigen Trochäus und von der Quantität des Worts barmherzig **) sagt, hat er offenbar nicht verstanden. Die Abhandlung vom Deutschen Hexameter ist recht gut. Vom abgebrochenen Hexameter sagt er: „Da „beim Virgil in der Hitze solche Verse unausge„füllt geblieben, so haben die Deutschen es mehr, „als eine Pause gebraucht.“ In der That machen die kurzen Verse im Virgil allemal eine Pause, und die Meinung derjenigen, welche sich vorstellen, Virgil würde, wenn er länger gelebt hätte, diese Verse zu der völligen Länge von sechs Füßen ausgedehnt haben, kömmt mir eben so wenig wahrscheinlich vor, als die andere, nach welcher Varius und Tucka nach Virgils Tode dergleichen Verse durch Abschneidung des überflüssigen sollen hervorgebracht haben ***). Das Deutsche

*) Man sehe den zweiundzwanzigsten Brief.

**) Man sehe den dritten Theil S. 120 f.

***) Diese letztere Meinung hat Jöcher im Gelehrtenlexiko vorgetragen. In einigen Handschriften hat man die kurzen Verse des Virgil auf eine läppische Art ergänzt. Nikolaus Heinsius über den 332 Vers des 13 Buchs der Verwandlungen des Ovid ist der Meinung, daß auch Ovid viele Verse mit Fleiß

Deutsche Beispiel aus dem Schluß des zweiten Bandes der Messiade ist bekannt; aber folgende Stelle des fünften Gesanges:

Verstummt dann bebende Saiten!
So preist ihr lieblicher den Herrn:

hätte nicht hieher gezogen werden sollen; denn die kurze Zeile ist gar nicht hexametermäßig, sondern völlig jambisch. Die Regel, keinen Hexameter zu machen, der sich auf zweierlei Art skandiren lasse oder gar siebenfüßig werde, ist gut; aber die Beispiele passen nicht. Man weiß, daß beide Vorwürfe Klopstocken und andern Hexametristen von Gottscheden und seinem Anhange, aber gemeiniglich ohne Grund gemacht worden sind. Man kann nur allein skandiren

Aber o | Werk, das nur | Gott all- | gegen- | wärtig erkennet;

aber nicht:

Aber o | Werk das | nur Gott | allgegen- |wärtig er- | kennet.

— ∪ ∪

Was wäre das für ein Daktylus allgegen? und nur kann auch in einer solchen Verbindung nie lang gebraucht werden. Weiter sehe ich nicht warum folgender Vers grade in sieben Füße getheilt werden soll:

Ungestüm | aus, das | wißt ihr | nicht, nie | hats die | Wege mit | Palmen.

Das

Fleiß kurz gelassen habe, die hernach von überklugen Leuten vollsylbig gemacht worden wären. Diese Anmerkung ist nicht so bekannt, als sie sein sollte.

Das nie erhält den gehörigen Nachdruck, sobald man die Zeile sechsfüßig liest:

> Ungestüm | aus, das | wißt ihr nicht, | nie hats die |
> Wege mit | Palmen.

Hart ist dieser Vers wegen der vielen einsylbigen Wörter; aber den Fehler des übermaßes hat er nicht.

Von den lyrischen Lateinischen Versarten im Deutschen erwartete ich S. 251 ff. mehr, als ich fand. Kaum traute ich meinen Augen, als ich fand, daß H. L. die offenbar jambische Ode aus dem Kleist

> Ja, liebster Damon, ich bin überwunden;
> Ich fühl', ich fühl' es, was dein Herz empfunden.
> Mich zwingt die Dauer deiner starken Liebe
> Zur Gegenliebe.

für sapphisch gehalten, und sie mit folgender Sylbenlänge bezeichnet hatte:

— v	— —	— v v	— v	— v
Ja lieb-	ster Da-	mon ich bin	über-	wunden.

In Ansehung der Reime (S. 265 ff) läst H. L. fast etwas zu wenig zu. Z. E. er verwirft die Reime Dach : : Schmach, Bild : : spielt, dergleichen man doch fast in allen guten Dichtern findet. Desto mehr muß ich mich wundern, daß er Werk : : Berg und sogar Tag : : Geschmack zuläst. Unter den poßierlichen Reimen wird einer angeführt:

> Mein Vater hieß Melcher
> Ein Pfarrer ist welcher;

dabei will ich doch beiläufig aus Erdmann Neumeisters Diss. de Poetis Germanicis S. 80 anmerken, daß es eigentlich heißen sollte:

Hier liegt begraben Herr Melcher,
Ein Pfarr gewesen ist welcher.

Hier könnte ich meine Nachricht von den Büchern des Hn. Hofprediger Lindner schließen, wenn ich nicht so eben bemerkte, daß er bei den Theilen seines Inbegrifs Zusätze und Berichtigungen angehängt hat, die zum Theil sich auch auf seine grammatischen Behauptungen erstrekken. Eilf will er wie elf gesprochen haben. Zu dieser Regel, scheint es, habe ich ihn verführt; aber in der That ist es wol besser, zu lesen, wie man geschrieben findet. Will jemand, daß man elf lesen soll, so schreibe er auch so. Das hat schon Töllner, und nach ihm Freyer gethan. über die von mir *) angeführte Vergleichung des Numerus mit der Orthographie erinnert er, man könne auch überhaupt Aussprache und Ohr der Orthographie und dem Auge entgegensetzen; aber auch so werden die von mir gemachten Erinnerungen noch immer zutreffen. Seine Schreibart „ich bin Ein guter Hirte **)“ vertheidigt er so: „Ein guter Hirte ist hier so viel als der einige eigentliche;“ das beweist aber weiter nichts, als daß Doktor Luther nicht hätte ein übersetzen sollen. Der Schreibart Solöcismus ***) giebt er nun-

*) S. 194. 195.
**) S. S. 197.
***) S. 198. 199.

nunmehr selbst den Vorzug. „Barbarismen," heißt es, „sind auch zuweilen solche Wörter, die „auf gar kein Bürgerrecht in der Sprache An„spruch machen können." Noch immer wird der Begriff des Barbarismus von Hn. Lindner weder erschöpft, noch deutlich gemacht. Im ersten Theil des Inbegrifs stand S. 44, das Armuth für die Armen sei ungewöhnlich. In den Nacherinnerungen steht: „Luther braucht (ge„braucht) das Armuth." Wie unbestimmt! Das Armuth für die armen Leuten gebrauchen die Sachsen in Schriften, und Hr. Adelung hat es in seinem Wörterbuche als einen eigenen Artikel angesetzt; Gellert hat es in der Betschwester. Was aber Luthern betrift, so hat der in seinen Ausgaben der Bibelübersetzung zwar öfter das Armuth (oder, wie er schrieb Armut), als die Armuth; aber nie im kollektiven Sinn für Arme. Opitz hat es so gebraucht; aber Steinbach, der in Schlesien schrieb, kennt das Armuth gar nicht. Ich würde hieraus schließen, daß es in Schlesien jetzt (wie in Preußen) ungewöhnlich sei, wenn mich nicht der Verfasser des zweiten Theils meiner Sprachlehre zweifelhaft machte, welcher (S. 83) versichert, daß man sage „das „Reichthum drückt das Armuth." Er setzt hinzu: „Der Grund des generis neutrius dieser „Wörter scheint in der Verachtung zu liegen." Das kann wol sein, insofern jemand etwa das arme Volk dabei gedacht hat; denn oft nimt ein Wort das Geschlecht, die Konstruktion und an-

dere Zufälligkeiten eines andern gleichbedeutenden Worts an *).

Neunundzwanzigster Brief.

Im Jahr 1749 erschien zu Hof und Bayreuth bei Vierling: Joh. Christoph Wolfens gründlicher und vollkommener Unterricht zur Rechtschreibung der Deutschen Sprache, worinnen u. s. w. (denn unmöglich kann ich den ganzen Titel abschreiben), mit Genehmhaltung der Deutschen Gesellschaft in Leipzig herausgegeben. Dieses Buch ist 1767 bei eben dem Verleger wieder aufgelegt, und laut des Titels bey dieser neuen Auflage mit einem Anhange von auserlesenen Briefen aus den besten Schriftstellern vermehret worden. Im ersten Stück des zehnten Bandes der Allgemeinen Bibliothek *) wurde gleichwol diese neue Ausgabe als ein wirklich neues Buch recensirt, oder genauer zu reden (denn das vertritt oft in der Allg. Bibl. die Stelle einer Recension) es wurde darüber gesprochen. Das seichteste Geschwätz, das man sich nur vorstellen kann, fünf ganzer Seiten lang! Ich habe die beiden Auflagen vergleichen, und sie vom

*) Aus dieser Bemerkung erkläre ich das Lateinische refert mea, das Deutsche es verlohnt sich nicht der Mühe, trotz aller Vorurtheile (S. Th. 1. S. 12), das Berlinisch-pöbelhafte das Singuhr u. a.

*) S. 18.

vom zweiten Bogen an sogar den Zeilen nach gleichstimmig gefunden, bis auf ein paar gar nicht erwähnenswerthe Zusätze oder Auslassungen, die nebst der Verbesserung einiger Druckfehler mir den Argwohn benahmen, den ich anfänglich gefast hatte, als wenn bloß Titel, Vorrede und der erste Bogen der alten Ausgabe umgedruckt und die Briefsammlung mit fortgesetzten Seitenzahlen neu hinten beigefügt wäre. Von einem über 20 Jahr alten Buche kann ich Ihnen nur wenig zu sagen haben. Der Verf. war Schuldiener und Organist zu Schöneck, welcher Ort im Vogtlande nahe bei Ölsnitz (denn dem dortigen Superintendenten ist die erste Auflage zugeschrieben) liegen mag. Allem Ansehen nach ist der Mann lange todt, und also an der Briefsammlung, die der Berlinische Recensent treulich auf seine Rechnung schreibt, ganz unschuldig. Ich habe zwar die erste Auflage seines Buchs nirgends recensirt oder auch nur angeführt gefunden; indessen muß sie doch wol noch so ziemlich abgegangen sein, da der Verleger sich zu einer zweiten entschlossen hat, die er allerdings von einem verständigen Mann hätte können durchsehen lassen, ob sie gleich auch so, wie sie da ist, in den dortigen Gegenden und weiter ins Reich hinein noch jetzt nützlich sein kann. Aber so sind die Herren. Wenn sie nur auf den Titel setzen können neue Auflage, so mag der Inhalt immer um 20 Jahr zurücksein. In der ersten Auflage versprach Wolf, die verschiedenen Meinungen von

von der Herleitung des Worts Almanach, „geliebt „es Gott, in dem nächst-künftigen Tractate „über seine curiöse Calendertabelle mit mehrern „anzuführen;“ und eben das verspricht er jetzt noch, ohne daß er vermuthlich ein Wort davon weiß. Das brauchbarste im Buche sind die drei sogenannten Wörterbücher, durch welche es im Jahr 1749 weit brauchbarer für Ungelehrte werden muste, als Gottscheds Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst war. Der Berlinische Recensent versichert, die Wolfische Anweisung sei ein getreuer Auszug der Gottschedischen Orthographie. Bekanntermaßen hat Gottsched nach 1749 noch viel in seiner Orthographie geändert, und das würde man also hier schlechterdings nicht erwarten können; die Wahrheit aber ist, daß Wolf nicht allein in vielen Stücken von Gottscheden abgeht, sondern auch viele Wörter mitnimmt, deren Gottsched nie erwähnt hat. Ich habe ihn in Absicht auf die Orthographie mit unendlich mehrerm Nutzen bei Verfertigung meiner Schriften gebraucht, als Gottscheds grössere Sprachkunst.

Im Jahr 1767 ist auch von des Osnabrückschen Rektors und Professors, Hn. Wagners, Anweisung zum Briefschreiben, wobei sich zugleich eine Orthographie befindet, eine neue Auflage zu Bützow und Wismar herausgekommen; allein ich kenne dieses Buch bis jetzt gar nicht, und über die Beschaffenheit der darinn befindlichen Orthographie ist mir so wenig ein Urtheil zu Ge-

sichte gekommen, als ich das Jahr der ersten Ausgabe angeben kann *). Noch weniger weiß ich, ob in der neuen Auflage an der Orthographie etwas gebessert sei, oder ob es sich eben so damit verhalte, als mit dem Wolfischen Buche.

Dreißigster Brief.

Unter den im Jahr 1768 erschienenen Büchern, welche die Deutsche Sprache betreffen, zeichnen sich vornehmlich aus: Die Grundsätze der Deutschen Sprache. Oder: Von den Bestandtheilen derselben und von dem Redesatze. Mit dem Motto aus dem Canitz: Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht. Zürich in 8. Man erfuhr bald, daß diese kleine nur aus 132 Seiten bestehende Schrift von dem Hn. Professor Bodmer herrühre. Wie würde Gottsched gesprudelt haben, wenn er es noch erlebt hätte, eine Schweizerische Sprachlehre in Deutschland gelesen und angepriesen zu sehen! und gleichwol verdient sie beides vollkommen.

Den Anfang machen zwei Aufsätze, von denen H. B. uns sagt, daß sie in periodischen Schriften verborgen gelegen sind, und die also in Deutsch-

*) Fast gerathe ich auf die Vermuthung, daß die 1751 zu Prenzlau herausgekommene Allerneueste Anweisung zum Briefschreiben nach dem heutigen Geschmacke die Grundlage dieses Buchs sei.

Deutschland wenigstens als neu können betrachtet werden. Der erste betrift die Würde der Sprachlehre. Zur Probe daraus setze ich Ihnen folgende Stelle her (S. 5): „Wer seine „Regeln nicht in dem Inbegriffe der Natur „und des Gebrauchs, der in der Natur gegründet ist, schöpfet, wird nur ein Sprachkünstler „werden, und die Verachtung verdienen, die „seines gleichen Leute dieser Literatur zugezogen „haben. Wer aber die Grundsäze der Sprachlehre in den Verrichtungen des Verstandes „unmittelbar suchen; [,] wer davon den gehörigen Gebrauch machen wird, der wird diese „Kunst aus dem Staube emporheben : : :. Also „muß man die Gestalt der Sprache in der Gestalt der Begriffe suchen.“ Wenn das populär philosophirt sein soll (und das sollte es vielleicht nach der Absicht der periodischen Schrift, in die es zuerst eingerückt war), bei meinem armen Verstande! so muß populär und dunkel wol einerlei sein. Von der Würde der Sprachlehre steht auch nicht ein einziges Wort da; sondern bloß ein paar Zeilen von der unbilligen Verachtung der mechanischen Sprachlehrer. Billig hätte also dieser im Grunde schlechte und unerhebliche Aufsaz, der höchstens durch ein paar Seitenhiebe gegen den Sprachkünstler Gottsched merkwürdig wird, wegbleiben sollen. Erheblicher ist der zweite von den Verdiensten D. Martin Luthers um die Deutsche Sprache. Ungemein viel lehrreiches sagt H. B. von der Deutschen

schen Sprache, die Luther vor sich fand. Diese war fast noch ganz die Sprache der Minnesinger. Der vornehmste Unterschied, den H. B. zwischen beiden findet, besteht in dem nach und nach eingeschlichenen Gebrauch des Diphtongen ei, der so überhand nahm, daß einige sogar Künigein und Vinsternus für Königinn und Finsterniß schrieben. Eben das gilt von au, für u. Luther selbst hat eine Zeitlang rauchlos für ruchlos geschrieben. Ob dieser Gebrauch sich zuerst durch die Imperfekta eingeschlichen habe (ich leid von liden, ich meid von miden), wie einer von Hn. Bodmers Bekannten muthmaßt, ist so ausgemacht noch nicht. Wenigstens müste erst historisch erwiesen werden, daß ich leid und ich meid älter sind, als leiden und meiden. Luther richtete sich nach der Sprache seiner Zeitgenossen, als er an zu schreiben fing. H. B. führt davon viele Beispiele an, wovon ich doch das eine nicht ganz richtig finde. So viel ich weiß, schrieb Luther weder erfor noch ervor für hervor, sondern erfur. Mit der Zeit fing Luther an, sich von der alten Sprache der Minnesinger immer mehr zu entfernen, und damit ist H. B. sehr unzufrieden. überhaupt mag L. ihre Schriften wol wenig oder gar nicht gekannt haben. „Die Muse der Minne und der Abentüre hatte nichts „nährendes für seine theologische Seele.“ Er hielt sich daher an den Gebrauch seiner Zeit, und nahm in der Sprache vielfältige Veränderungen vor, wovon H. B. verschiedene anführt. Unter

andern

andern soll er wich für weich, schnitt für schneid in der jüngstvergangnen Zeit eingeführt haben; allein ich finde in Luthers Schriften noch kurz vor seinem Tode gemeiniglich weich und schneit (denn er schrieb schneiten), das i aber nur vornehmlich im Plurar sie wichen, schnitten, seltner im Singular. Viele Wörter gebrauchte er in seiner Bibelübersetzung nicht, ob er sie gleich hätte gebrauchen können, und andre hatte er wieder keine Gelegenheit zu gebrauchen; darüber gingen alsdenn viele dieser Unschuldigen zu Grunde. H. B. giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er mit den meisten bloß grammatischen Veränderungen, die Luther in der Sprache vorgenommen, nicht zufrieden sei. Daß dieselben von der Nation angenommen worden, scheint er mehr für ein Glück Luthers, als für ein Glück der Sprache zu halten, und zugleich zu wünschen, daß Zwingels Bücher, in welchen die Sprache der Schwäbischen Kaiser sorgfältiger beibehalten worden, das Muster der Sprachrichtigkeit geworden wären. Von dieser Vorstellung des Hn. Professors geht diejenige, die Hr. Adelung in der letzten Anmerkung zur Vorrede seines Wörterbuchs gemacht hat, ein wenig ab. Dieser glaubt, Luther habe verschiedene Oberdeutsche übersetzungen bei der seinigen anfänglich zum Grunde gelegt, hernach aber dieselbe von Zeit zu Zeit nach der allmählich mehr emporgekommenen Obersächsischen Mundart geändert, ob gleich die Grundlage immer Oberdeutsch geblieben sei. Wenn diese letztere

Vor-

Vorstellung gegründeter ist, wie ich zu glauben Ursache habe, so verfuhr Luther grade, wie ein vernünftiger Mann verfahren muß, nicht aber so willkürlich, als uns H. B. bereden will. Dieser geht in seinen Beschuldigungen noch weiter, und tadelt Luther auch deswegen, daß er die Rechte seiner Sprachlehre zu weit erstreckt, und Bilder dahin gezogen habe, die augenscheinlich in die Redekunst und Dichtkunst gehören. Hier bin ich nun wirklich mit Hn. B. sehr uneins. Alle von ihm angeführte Ausdrücke, die Luther hernach geändert hat, sind wirklich zu Orientalisch, und folglich Undeutsch. Das hat Luther gefühlt, und sein Gefühl macht ihm Ehre. Wozu sollte also Ap. Gesch. 7, V. 23 stehen bleiben „es steig in sein Herz, zu besehen seine Brüder," V. 54 „zurschneids yhnen yhr Herz und kyrre„ten mit Zähnen über ihn, „Röm. 3, V. 16" Yn „yhren Wegen ist Zustörung und Zubrechung," 5, V. 12 „Der Tod ist über alle Menschen „durchgangen", 11, V. 16 „Achtet nicht was „hoch ist, sondern machet euch eben den niedri„gen", 14, 23 Wer darüber wanket, „doß „ers essen würde", 15, 20 „ich bin ehrgeizig „gewesen das Evangelium zu predigen"? Daß Luther alle diese Übersetzungen *) weggeworfen, und

*) Manche darunter finde ich in den vom Hn. Pastor Götze herausgegebnen Palmischen Werke nicht angezeigt, nemlich Ap. Gesch. 7, 23. Röm. 11, 16. Röm. 15, 20 hat die Ausgabe von 1522 gar noch eehrgittig.

und dafür diejenigen, die wir in unsern neuere Bibeln lesen, angenommen hat, weiß ich wenigstens ihm sehr viel Dank. Nicht also H. B., der die weggeworfenen Ausdrücke samt und sonders „geschickte wohlpassende Bilder und Metaphern nennt“, worinn er so leicht wenig Beitritt zu erwarten haben wird. Er beschuldigt sogar Luthern, er sei vor Gottscheden ein Gottschedianer gewesen. Wenn das seine Richtigkeit hat, so können wir jetzt noch unter Leuten von Geschmack Gottschedianer zu ganzen Hunderten aufweisen, worüber endlich H. B. auch klagt. Doch er beruft sich auf Luthers eigene Worte, die dessen Gottschedianismus beweisen sollen. L. vertheidigt einmal seine übersetzung Matth 5, 26 wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über, und meint, es wäre nicht Deutsch geredet gewesen, wenn er nach dem Lateinischen (ex abundantia cordis os loquitur) übersetzt hätte aus dem überflusse des Herzens redet der Mund; denn das verstehe kein Deutscher. Hingegen wes das Herz voll ist ꝛc, so rede die Mutter im Hause, und jeder gemeine Mann (ohne ins Platte zu fallen, hätte er hinzusetzen können). Zwar kann man es in diesem Falle Hn. B. zugeben, daß die von Luthern verworfene übersetzung wirklich schöner wäre; aber auch das Fremde kann schön, obgleich für die meisten Leser zugleich dunkel sein. Luthers eigne übersetzung ist verständlich, und zugleich ursprünglich Deutsch. In einer andern Stelle hat Luther noch mehr Recht.

Marc.

Marc. 14, 8 hat er nicht nach dem Lateinischen (Ad quid perditio ista vnguenti facta est?) übersetzt Warum ist diese Verlierung der Salben geschehen? sondern Was soll dieser Unrath? So redet der Deutsche Mann, sagt er, item es ist Schade um die Salbe. Höchst unerwartet wird hier jedermann Hn. Bodmers Urtheil sein: „Auf diese Art haben wir Gottscheden mehr als „einmal reden hören; Und so Gottschedisch den„ken noch heutzutage Schriftsteller, die sich weit „über ihn setzen.“ Verlierung will er zwar nicht vertheidigen; aber Was soll dieses Verderben? meint er, verstehe ein jeder. Ich wollte eher behaupten, daß ein jeder den Kopf dabei schütteln würde. Aber es kömmt immer besser. Vir desideriorum Dan. 10, 19 hat Luther gegeben du lieber Daniel. H. B. meint, das sei zu gemein und schlecht; du Mann der Wünsche klinge schon besser, oder auch du Mann des Verlangens. Die Gottesgelehrten um den Rhein haben, nach seinem Urtheil, mehr Kühnheit gehabt, einen metaphorischen Ausdruck der Hebräer zu behalten, wovon der Grund, das Bild und die Handlung bekannt genug war. Die Sachsen klagen sich daher mit Unrecht, daß z. E. folgende Ausdrückung ihren Ohren seltsam vorkomme: Es rägnet Strick über die Uebelthäter, Feuer, Schwäbel, Wetterstoß und Ungewitter sind das Trank damit er sy trenkt. Die Sachsen haben auch groß Unrecht, daß sie es nicht verstehen, was er heißt, es regnet Strik-

ke; wenn die übersetzer um den Rhein Strahlen daraus gemacht hätten, so würde das ihren Lesern vielleicht so verständlich gewesen sein, als Luthers Bliz. Auch Luthers Verbittung alles Meisterns seiner übersetzung scheint Hr. B. ganz unrecht aufgenommen zu haben. „Soll es ge„meistert werden, so will ichs selber thun“ heißt ohne Zweifel so viel, man ändere im Druck nichts ohne mein Vorwissen; und diese Bitte ist doch nichts übels? Und so wäre denn diese gelehrte Abhandlung zwar in der Hauptsache gegen Luthern ungerecht; allein wegen der historischen Nachrichten bleibt sie immer schätzbar. Den Beschluß derselben macht eine Rettung der Schweizerischen Kunstrichter von dem Vorwurfe der Grobheit auf Kosten des guten D. Luthers.

Ich komme zum Buche selbst, welches in vierzehn Abschnitte getheilt ist. Der erste Abschnitt hat eine vielleicht zu philosophisch ausgedrückte überschrift von den Wörtern, welche die Sachen, als blosse Wesen betrachten, die in der Natur oder in den Gedanken sind; aber er philosophirt sehr richtig. Das Geschlecht der Hauptwörter Substantive (Substantife schreibt H. B.) hat in der That wol seinen Ursprung darinn, daß man (S. 1) in einem etwas von der Natur des Mannes, in einem andern mehr von der Natur des Weibes zu entdecken glaubte. Von dem dritten Geschlecht, dem Neutro, glaubt H. B. man habe es denjenigen Wörtern beigelegt, in Ansehung deren man ungewiß war, ob

sie mehr männliches odrr mehr weibliches in sich hätten. Ich bin der Meinung, daß wirklich keine Ungewißheit an dem Ursprunge des Neutrums Schuld sei, sondern daß den ersten Erfindern dabei immer der Begriff des Etwas in Gedanken geschwebt habe. Sonst ließe sich z. B. nicht erklären, warum man nicht die Weib sondern das Weib vorgezogen habe. Das Wort Ein ist eigentlich kein Artikel, sondern ein Zahlwort (S. 2). Sehr richtig; aber der Artikel der ist ursprünglich auch nicht Artikel, sondern Pronomen. Den Ablativ verwirft H. B., aber den Vokativ behält er bei. Der Grund, warum er den letztern gelassen hat, weil er sich durch den weggelaßnen Artikel unterscheide, ist doch nur sehr schwach. Es ist ja doch kein eigner Fall; ich mag nun Fall (welches richtiger ist) durch Endung erklären *), oder den Ausdruck mit Hn. Bodmer daher leiten, „weil das Wort in verschiedene Töne fällt, wie ein Gewand in verschiedene Falten." Die Franzosen halten es für einen Vorzug ihrer Sprache, daß sie die Abfälle entbehren kann. Herr B. wendet dagegen ein, die unsrige sei vermittelst der Abfälle zur Versetzung der Wörter tüchtig. Das weiß ich nun eben nicht. Die ältern Franzosen versetzten ihre Wörter genug, und auch jetzt sind in der Dichtkunst noch verschiedene Versetzungen erlaubt, besonders die Vorrückung des Genitivs. Die Wahr-

*) Man sehe Heinzens Anmerkungen über Gottsched S. 59.

heit zu sagen, so führt beides, sowol das Dasein als die Abwesenheit eigner Endungen, für eine Sprache gewisse Vortheile mit sich. In den meisten Fällen bestimmt der Artikel die Bedeutung des Kasus schon; eins von beiden ist also überflüssig. Am glücklichsten ist die Lateinischen Sprache, die bloß Endungen, aber keinen Artikel hat. Den Grund, warum der Vokativ den Artikel wegwirft, sucht Hr. Bodmer darinn, weil man nicht nöthig habe, das Ding zu verkündigen, das gegenwärtig dastehe. Entweder ich verstehe dies nicht, oder der Grund ist falsch. Auch andre Dinge, die nicht im Vokativ angeredet werden, stehen oft gegenwärtig, und der Angeredete kann eben sowol abwesend sein. Hauptformen der Abfälle (d. i. Deklinationen) nimmt H. B. nur zwei an. Wenn man aber alle seine Ausnahmen dazu nimmt, so kommen doch immer die 9 Formen heraus, die ich in meiner Sprachlehre angenommen habe. Wie viel man ans diesen 9 Formen oder Paradigmatibus Deklinationen machen will, ist willkürlich; ich dächte aber, unter vier könnten es nicht wol sein. Die Bögen hält H. B. für richtig, bei uns getraut sich niemand anders als die Bogen zu sagen *). Den Pluralen in er ist H. B. nicht recht geneigt, und er würde es lieber sehen, wie es scheint, wenn wir die Manne, die Walde, die Buche, die Wei=

*) In dem Anhange zu den ersten zwölf Bänden der Allgemeinen Deutschen Bibliothek S. 936 ist Bögen auch an Hn. Junker getadelt.

Weibe wieder hervorsuchen wollten. Er sorgt, die Plurale in er werden noch immer mehr überhand nehmen, und man werde in kurzem sogar die Rösser sagen; muthwillig genug sage man schon die Schilder für die Schilde. Man sagt freilich die Schilder von das Schild; aber von der Schild wird man bei den besten Deutschen Schriftstellern nur Schilde finden. Ob es Lob oder Tadel sei, wenn H. B. sagt: „Es ist eine „kleine Sorgfalt der Neuern, daß man die Bande von den Fesseln, und die Bänder von dem „Putze braucht“; kann ich nicht entscheiden. Das weiß ich wol, daß er von dieser Sache genauer hätte sprechen können. Die Bande sagte Luther noch im Plural von das Band; die Neuern sagen schon seit geraumer Zeit die Banden vom Singular die Bande. Sonst hat auch noch der Band den Plural die Bände. Daß grade die Muthwilligen von Mädchen sagen sollen die Mädchens, wundert mich, noch mehr aber daß H. B. sagt, sie thäten dies „nach dem Fran„zösischen“. Der Name, Glaube, Haufe, Wille, hält H. B. für „eine Abweichung, die „in Ansehen kommen will“. Leider (wofern es hier eines leider bedarf) ist sie in diesen Wörtern (Haufe jedoch zurückgenommen) schon so gebräuchlich, daß schwerlich ein Sprachlehrer ihnen das n wird wieder herstellen können, gesetzt

*) H. B. sagt sogar der Buchstaben S. 17. So weit ist Gottsched, den er hier einmal zum Vorgänger hat, doch nicht gegangen.

daß es ihnen auch wirklich gehören sollte, woran einige aus guten Gründem noch zweifeln. Auch das ist zu diktatorisch (S. 8): „Es ist ein Überfluß, den Wörtern, so die Vorstecksylben ge haben, noch das e anzuwersen“. Gezisch und Getös anzunehmen, dazu werden die Hochdeutschen sich wol schwerlich verstehen. „Doch die „Poeten erlauben sich das Geblüte, das Gemüthe“; aber das sollten sie nicht, und man erwartete von Hn. B., daß er dagegen eifern würde. Gesichte und Gesichter werden vielleicht von guten Schriftstellern so unterschieden, daß das erste Erscheinungen und das andre Angesichter anzeigt. Gesichte in der letztern Bedeutung sagt kein guter Deutscher Schrifsteller mehr. Woher, aus welchem Theile von Deutschland, ist die Nachricht, daß man jetzt das Finsterniß sage (S. 9. u. 11)? Daß man so gesagt hat, und daß daher der Plural die Finsternisse rührt, hat seine gute Richtigkeit. Daß Trümmer nach Gründen vor Trümmern den Vorzug habe, begehre ich nicht zu leugnen; aber der Gebrauch ist, dünkt mich, mehr für das n, und das Recht hat er sich bei mehrern Wörtern, die jetzt nur noch im Plural gebräuchlich sind, herausgenommen. Banden habe ich vorher schon angeführt. Fesseln sagt man jetzt ebenfalls, und giebt ihm einen neu: Singular die Fessel. Den Held, den Bär, u. d. g. verwirft H. B. mit Recht; dieser offenbare Fehler findet aber dennoch seine Vertheidiger und Lobredner. Die Schöne für ein schönes

Frauen-

Frauenzimmer sollte um des Ursprungs willen freilich im Genitiv und Dativ der Schönen haben; allein im Sprechen ist hier das n längst verbissen worden, und man thut daher wirklich fast besser, wenn man es im Schreiben auch fahren läst. Der Grund, warum man es im Sprechen für gezieret hält, seiner Schönen, seiner Liebsten ꝛc. zu sagen, ist so schwer eben nicht zu entdecken. Diese Wörter sind nemlich ganz zu Hauptwörtern geworden, wie der Plural zeigt. Man sagt billig der Kluge, des Klugen ꝛc. weil der Plural ohne Artikel noch völlig als ein Adjektivum geht (Kluge thun so etwas nicht); da aber niemand sagen wird Schöne (anstatt schöne Frauenzimmer) von Klarissens Artigkeit, sondern (wie H. B. selbst S. 16) Schönen, so ist nun die Schöne für ein Wort zu halten, das gänzlich nach Blume u. d. g. geht. Leistet jemand dieser Beweis kein Genüge, so kann ich ihn nicht helfen. Wird es (S. 16) nur den Ungelehrten erlaubt, die Lateinischen Wörter auf us im Deutschen nicht zu dekliniren? Ich dächte, dem Gelehrten gereichte das Gegentheil oft zum grösten Vorwurf des Pedantismus! „Mit „Recht und aus Wolstand“ (heißt es S. 17) „hätten die Wörter, die man aus einer fremden „Sprache aufgenommen, ihr Geschlecht behalten „sollen. Nicht alle haben es behalten“. Freilich nicht alle; denn was bekümmert sich der Sprachtyrann um das Recht. Aber auch der Wolstand leidet darunter! O, die ungesitteten

Deutschen, die z. B. die Nymphe Echo aus einer Nymphe in ein Etwas *) verwandelt haben, und die maskulinischen Ehrenmänner in at samt und sonders (Rektorat, Kamnikat, Konsulat ꝛc.) ebenfalls unter die Rubrik des Etwas verweisen. Folgendes Beispiel fällt so sehr ins Tändelnde, daß ich nicht begreife, wie es S. 14 einen Platz hat finden können. „Sein ist ist beß„ser, als sein war, sein war war alberner, als „ein Kind; nun hat sein ist vor seinem war ei„nen starken Sprung gethan, der sein Lob beß„ser durchleuchtet, als die Sonne ein morgenthau„igtes Gras". Das weibliche Geschlecht der Städte **) vertheidigt H. B. und eifert sogar darüber, daß ihnen die Deutsche Sprache das ungewisse, verkleinernde hermaphrodite Geschlecht statt des fräulichen beigelegt habe. In der vielfachen Zahl sagen wir andern die Alberte, die Schwarze, die Ewalde, H. B. die Alberten, Schwarzen, Ewalden; dafür aber werden wir auch wol mit den „unbehutsamen Schriftstellern", welche die Harrisone, Boothe, Belforde, Bajarde sagen (S. 21), in Eine Klasse geworfen werden. Wieder die doppelten Endungen gewisser Völkernamen und Beywörter, wo wir an die fremden Endungen noch unsre eigenen anhängen (Athenienser, idealisch, demonstrativisch) erklärt sich H. B. S. 23, und ich bin ihm und andern gleich denkenden darinn längst beygetreten,

ob

*) Man sehe oben S. 219.
**) Man sehe oben S. 199.

ob ich gleich allenthalben durchzugreifen *) noch nicht wage.

Der zweite Abschnitt betrift die Fürwörter. Diese Materie halte ich für die schwerste in der ganzen Sprachlehre. Wenigstens hat mich die Ausarbeitung derselben in meiner Sprachlehre die meiste Mühe gekostet, ohne daß ich mir selbst auch in der zweiten Auflage ein Genüge habe thun können. H. B. redet nur auf sieben Seiten davon. S. 27 erklärt er sich gegen das ich und du nach dem beziehenden Fürworte der, die, das, und will nicht, daß man sagen soll der du von Ewigkeit bist, die du mich gebahrst. Aber was wird es helfen? Schwerlich werden Schriftsteller, die sich nicht zieren, anfangen, nach Notkers Beispiel nur allein zu sagen, ich der sonst frölich sang, und nicht auch ich der ich sonst frölich sang. Noch weniger werden sie sich entschließen ohne Notkers Vorgang mit Hn. B. zu sagen: du, der von Ewigkeit ist, du die mich geboren hat. Die Französische Sprache sowol als die Holländische und Englische setzt nach dem beziehenden Fürworte die erste und zweite Person des Zeitworts, nur daß sie ich und du davor wegläßt **). So wenig wir sagen welcher du von Ewigkeit bist, wie H. B. anmerkt, so wenig dürfen wir auch mit den Franzosen sagen der von Ewigkeit bist, sondern der du von

*) S. Th. 1. S. 27.

**) Man sehe allenfalls die Stelle 1 Kor. 15, 9. in den übersetzungen diese neuern Sprachen.

Ewigkeit bist ist die uns eigenthümliche Verbindung. Das beziehende so läßt H. B. zu *); jemand und niemand hat bei ihm im Dativ und Akkusativ keine andre Endung, als im Nominativ **); dies schreibt er, und hält es für das verkürzte dieses, nicht für eine Zusammenziehung ***); mein, dein, sein und alle andre Possessiva, imgleichen einige, etliche, jeder streicht er, wie wenige, viel und alle aus der Zahl der Fürwörter ganz aus, wozu er hernach noch etwas setzt, da doch vorher (S. 29) nichts, das nach seiner eignen Lehre für nichtwas steht, darunter gerechnet war.

Der dritte Abschnitt betrift die Beiwörter oder Adjektiva. Der Pallas milcherner Hals verwirft H. B., und will der Pallas milcherne Hals gesagt wissen So werden wir also künftig auch wol sagen müssen der Triumphe allerhöchste, des Himmels reiche Segen (für höchster, reicher). Mit dein und meinem Blute hält er durch den Nachdruck für gerechtfertigt, und zu Gottes großem Propheten und zu Gottes großen Propheten für gleichgültig. Bei uns würde jedermann großen für den Plural halten. Im stillen Triumphe und in stillem Triumphe ist bei uns von verschiedener Bedeutung. Unser vernünftige Beklagte getraue ich mich nicht mit H. B. zu sagen, sondern vernünftiger.

*) S. Th. 1, S. 89.

**) S. Th. 1. S. 51. 52.

***) S. Th. 1, S. 116.

tiger. Das Participium mit zu, welches Gottsched verwirft, låſt er zu (die nicht zu ůbersehenne Menge). Ein båumendes Roß, welches H. Lindner tadelt, gesteht er den Dichtern zu (alsdenn muß ihnen aber zuvor verstattet worden sein das Roß båumt). Grősſester nennt er abgenutzt, und für politischste fordert er um des Wolklangs willen politischte *). Weniger schőn ist seinem Urtheil nach nicht übel **); aber mehr schőn gestattet er nicht, wiewol er gleich darauf anmerkt: die Poeten sagen gern mehr angenehm.

Der vierte Abschnitt betrift die Zeitwőrter oder nach Hn. B....s Umschreibung die Wőrter, „welche die Handlungen und die Begegnisse bezeichnen". Modi übersetzt er durch Manieren, und der Indikativ heißt ihm die anfångliche Manier. Zum Infinitiv rechnet er die Participia. Von gewest führt er ein Beispiel aus dem Lohenstein an, erinnert aber, daß ihm kein guter Skribent gefolgt sei. Man sollte hieraus schließen, Lohenstein allein habe es; allein außer vielen andern finden wir es auch in Luthers übersetzung sehr håufig, ob es gleich jetzt nur noch im Munde gewisser Provinzen gehőrt wird. Wurd für wurde, welches man in vielen Schweizerischen Schriften, ja sogar in einigen Schriften des Hn. Prof. Sulzer, noch findet, tadelt H. B. Du wardst steht in seinem Paradigma; aber der Ge-

*) Man sehe oben S. 179.
**) S. S. 183.

brauch fehlt wol. Beim Konjunktiv nennt er das die muthmaßliche Manier (Modum suppositivum), was andre den Optativ genannt haben (ich würde sein). Im Imperativ setzt er ohne etwas zu erinnern die erste Person des Plurals an lasset uns seyn. Schreiben nicht viele Schweizer bis auf den heutigen Tag seyn wir? Oder hatte der H. V. nur die Absicht, die Fehler der Sachsen, nicht aber seiner Landsleute zu tadeln? Unter die unrichtig reciprok (oder nach seiner übersetzung zurückschlagend) gemachten Zeitwörter rechnet er sich ausruhen. Rufen, glaubt er, stehe in Gefahr, gleichfließend zu werden, rufte, geruft. Noch ist die Zahl derer, die so schreiben, wol sehr klein. Ich stuhnd schreibt er nicht allein, wenn es die Gelegenheit giebt, sondern er setzt auch S. 52 ausdrücklich stuhnd und stand neben einander; bei uns kömmt sogar stund (mit einem kurzen u) sehr ab. Die Ausdehnung der ungleichfließenden Zeitwörter giebet, stiehlet, träget wird hier Opitzen als einen Licenz angerechnet; aber der Gebrauch ist älter. Luther hat diese Ausdehnungen in Menge, und manche sind dadurch so gewöhnlich geworden, daß sie sich schwerlich ausrotten lassen. Er isset insbesondre, welches mit zu jenen Licenzen gerechnet wird, scheint einigen zur Vermeidung der Zweideutigkeit schlechterdings nothwendig zu sein. Er neidet (S. 53) wird wol er meidet heißen sollen; in diesen und einigen andern verstattet H. B. dennoch des Wollauts wegen die

Deh=

Dehnung. übereilt ist wol zu dem Ausspruch (S. 54) „können und andre dergleichen Hülfs„wörter machen die vergangene Zeit mit den ein„fältigen Infinitiv" das Beispiel gesetzt ich habe können". Es sollte noch ein andrer Infinitiv dabei stehen „ich habe wissen können" Du weissest (weißest), welches Gottsched der Autorität Luthers ungeachtet verwarf, hat H. B. mit du weißt zugleich angesetzt. Daß zwischen ich hole wieder und ich wiederhole ein großer Unterschied sei, so wie zwischen vielen ähnlichen, darinn sind wir mit Hn. B. sehr einig; aber wie ich gehe unter von ich untergehe, und ich gebäre wieder von ich wiedergebäre der Bedeutung nach unterschieden sei, hätte er uns zu Liebe wol anmerken mögen. Wir sagen beides immer in gleicher Bedeutung, aber ich wiedergebäre und ich untergehe gebrauchen wir nur, wenn eine Partikel, da und u. d. g., vorhergeht. überhaupt ist H. B. in die Lehre von den vor Zeitwörtern in der Zusammensetzung befindlichen Präpositionen, die in gewisser Bedeutung von den Zeitwörtern trennbar sind, und in einer andern wieder nicht, nicht tief genug eingedrungen. Sonst hätte er nicht behaupten können (S. 58): „Es läst sich „nicht bestimmen, von welcher Natur die Vor„steckwörter sein müssen, welche sich von ihrem „Zeitworte trennen lassen". In vielen Fällen entscheidet dies der Accent; denn wenn dieser auf eine streitige Präposition fällt, so ist sie trennbar. Aber auch aus der Bedeutung lassen sich

solche Regeln geben, die den Accent bestimmen, z. E. umackern, umziehen, unterstreichen ꝛc. Sonst hält H. B. die Losreißung der Präpositionen oder Adverbe in vielen Fällen mit Recht für affektvoll, und es wäre wol zu wünschen, daß sich Dichter von Ansehen mehr bestrebten, sie zur Gewohnheit zu machen. Beispiele davon sind herein platzt Mann auf Mann, zusammen schloß er sie. Hier hat H Bodmer auch das vorgesetzte Wort richtig im Schreiben von dem Zeitworte getrennt. Auf gleiche Art hätte er setzen sollen Auf schwoll der Strom, Aus langt der lange Spieß, nicht Aufschwoll, Auslangt. Wenn andre Wörter dazwischen kommen, hält er diesen Schwung für unerträglich, z. E. "Ein Striegel, damit du ab kannst fegen die „Laster, welche sich bei jungen Leuten regen."

Der fünfte Abschnitt handelt „von den Wör„tern, welche die verschiedenen Gesichtspunkte „der Zufälle und der Handlungen bestimmen, d. „i. von den Nebenwörtern". Er enthält nichts wichtiges. Nicht am öftersten (welches offenbar ganz falsch ist), sondern am öftesten hat Heinze getadelt.

Der sechste Abschnitt kömmt auf die Zahlwörter. Hn. Bodmers Meinung von zween, zwo, zwey habe ich schon sonst in meinen gedruckten Briefen angeführt *). Dreye sagt H. Bodmer wirklich selbst S. 44. (diese Dreye); ich glaubte immer, er lehrte nur so; denn oft schrei-

*) Th. 1. S. 69.

schreiben Sprachlehrer nicht nach ihren eignen Regeln.

Siebenter Abschnitt von den Wörtern, welche die Verhältnisse zwischen den Sachen in ihrem vollen Lichte darstellen. Das sind die Präpositionen. Sie sind „unansehnlich von Gestalt“. Heißt das, sie sind wenigsylbig? Gegen läßt H. B. auch den Dativ regieren. Sein Beispiel ist: „Er ist gegen ihm nichts zu achten“; wir setzen immer gegen ihn. Bei mit dem Akkusativ wird zu kurzweg verworfen; auch Luther hat tritt bei den Altar. Wegen soll vormals dem Gebefall nicht ungeneigt gewesen sein; bei niemand, denke ich, als wer es nicht besser wuste, und in diesem Fall befinden sich jetzt noch viele, z. B. die Verfassers des homiletischen Journals.

Achter Abschnitt von den Konjunktionen. So wenig wir sagen „und das eine, und das andre“; eben so wenig sagen wir noch, ob gleich H. B. so lehrt, „beide das eine und das andre“. Bis daß die Zeit verflossen war, vertheidigt er; aber mit Unrecht. Es ist veraltet (Luther hat es schon) und gemein. Die Sprachlehrer, die es getadelt haben, waren nicht blöde (d. i. schwachsichtig).

Neunter Abschnitt von Wörtern, welche die Empfindlichkeit des Herzens oder eine Wendung in dem Kopf des Redenden ausdrücken. Nur diesen beiden Arten, sagt H. B., kömmt eigentlich der Name Partikel zu. Die erstern sind die Interjektionen der Lateiner, die er lieber Gefühlwörter als Zwischenwörter nennen will.

Was H. B. mit der zweiten Art meint, wird man vielleicht am besten aus seinen Beispielen sehen können. Ja, nein, freilich, auf, hei, sacht, hem, buf, psi, siehe, halt, denkt doch: Auch das pleonastische dir (z. E. er ist dir ein Mann im Felde) rechnet er dahin.

Zehnter Abschnitt von den Gliedern des Redesatzes und von der Zusammenstimmung, der Ordnung und der Stellung der Wörter, welche die Glieder des Redesatzes aussprechen. Bisher waren die Wörter nach ihrer abgesonderten Gestalt und ihrem Wesen betrachtet worden, und da fanden wir, daß neunerlei Bestandtheile einer Rede sind. Betrachtet man eben diese Wörter nach ihren gegenseitigen Verhältnissen und ihrer Verbindung unter einander, so wird man gewahr, daß es sieben Glieder der Rede giebt. Diese sind 1) der Hauptsatz oder das Subjekt, 2) das Prädikat, 3) das Objekt des Prädikats, 4) ein zweites Objekt oder die Richtung des Prädikats, 5) ein bestimmter Umstand, 6) eine Verbindung mit einem andern Sinne, der mit dem erstern in gewissem Verhältnisse steht, 7) ein Zusatz. Selten finden sich in einem Satze alle sieben Arten der Glieder und nur die beiden ersten sind schlechterdings nothwendig. H. B. giebt Beispiele zu seiner Lehre, die weiter keinen Fehler haben, als daß sie nicht ausdrücklich zu Beispielen erfunden sind. Wenn ich den kurzen Satz gäbe Nun riß sie sich ach! plötzlich den Schleier ab, so würde man alle sieben Glieder der Rede darinn an-

treffen, das Subjekt sie, das Prädikat riß ab, das Objekt den Schleier, das zweite Objekt oder die besondre Richtung des Prädikats sich, den bestimmten Umstand plötzlich, die Verbindung mit dem vorigen nun, den Zusatz ach. Diese sonst mehr rhetorische Lehre macht H. B. dadurch in der Sprachlehre nützlich, daß er die Wortregierung oder den Syntax als eine Kunst beschreibt, den Redesatz vermittelst seiner sieben Glieder zu formiren, und daraus alsdenn die Eintheilung des Syntax in zwei Arten herleitet, deren erste die Gestalt und Endung bestimmt, in welchen sich die Wörter andern zugesellen können, die andre aber einem jeden seinen Platz anweist. Von der letztern, um derentwillen eigentlich die Entlehnung jener Sätze aus der Redekunst nur nöthig wurde, handelt H. B. zuerst, nachdem er nochmals die Französische Sprache wegen ihres Mangels an Abfällen etwas herabgesetzt hat *). Das Beispiel, woran er die Möglichkeit einer vielfachen Inversion zeigt, ist: Lisidas verbringt sein Leben um mich mit Wehmuth.

Für den Ackusativ hält er in folgender Verbindung den Nominativ eben so gut: „Ein Amor, „den Kopf des nemeischen Löwen über das „Haupt geworfen". Es ist wahr der Kopf über das Haupt geworfen möchte wol so leicht keine Schwierigkeit verursachen; aber wie würde es um die Erklärung des Nominativs stehen. Nothwendig würde man annehmen müssen, war sei

aus-

*) S. oben S. 219.

ausgelassen, und diese Auslassung wäre doch ungemein hart. Sage ich den Kopf, so weiß man daß es ein Gallicismus sein soll, und wie die Franzosen diese ihre Art zu reden erklären, ist bekannt genug *). Jenes ist doch am Ende kein eigentlicher Germanismus. Die Zusammenziehung übern für über den verstattet H. B. welches ich ihm nicht nachthun möchte **). Den Artikel am Ende einer Zeile hält er für hart, und führt dazu eine Ramlerische Zeile an (ob gleich ohne Hn. Ramler zu nennen):

Glücklich der
Barde, der unverdächtig ein Lob singt

Ich weiß nicht, ob H. B. nur aus dem Gedächtnisse so anführt, oder ob er selbst von ohngefär das Beispiel so zusammengesetzt hat, oder ob in den ältern Ausgaben der Ramlerischen so steht, So viel ist gewiß, daß jetzt daselbst gelesen wird:

Glücklicher Barde, der
Unverdächtig ein Lob . . . singt.

Sonst aber liefert diese Ode, welches in der ganzen Sammlung die erste ist, ziemlich viel Beispiele zu dem Tadel des Hn. Prof. Bodmers z. E.

ewig ein Muster der
Väter jegliches Volks.

Gern

*) S. oben S. 175.

**) Ich finde jedoch, daß H. Prof. Kästner übern in einem Sinngedichte gebraucht hat, welches in der poetischen Blumenlese vom Jahr 1772 S. 22 steht;

Ein Heer von Frankreichs Heldensöhnen
Geht übern Rhein, und leckt die Deutschen Schönen.

Gern räume ich ein, daß in der Redensart der Wein, der erfrischet die Alten das letzte der nicht das Geschlechtswort sondern das anzeigende Fürwort sei; aber daß es Fälle gebe, wo diese Wendung nicht schleppe, und daß sie zuweilen erlaubt sei, darinn kann ich nicht beistimmen. Möchten doch alle unsre Schriftsteller das bedenken, was (S. 100) steht, daß der Schwung keiner von den schönsten sei, wenn nach einer Präposition und dem Artikel wieder gleich eine Präposition mit ihrem Kasus und hernach erst das zu dem ersten gehörige Hauptwort folgt, z. E. in dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde.

Eilfter Abschnitt von den Versetzungen, den Idiotismen und den Synonymen. Ich weiß doch nicht, ob die Ordnung der Wörter im Deutschen nicht mehr Regeln und Ausnahmen erfordere, als im Französischen. Mir wenigstens sollte es nicht schwer fallen, ein fast eben so großes Buch davon zu schreiben, als Gehle *) von der Lateinischen Wortversetzung geschrieben hat. Sehr wichtig ist die Bemerkung (S. 101), daß affektvolle Versetzungen dem sehr übel anstehen, der ruhig ist, und nur Gedanken sagen will. Hätt' in Frieden bis an deinen Tod zu lassen dich der Herr der Herrscher beschlossen aus dem Klopstock ist das einleuchtendste Beispiel dazu, das auch ich in meiner Sprachlehre schon angeführt habe. Bei aller Gelegenheit sucht doch H. B.

*) Man sehe Th. 3. S. 60.

die Sprache der Alten zu erheben. Freilich wäre es nicht mehr zweideutig, wenn wir mit ihnen sagten:

den Jovialschen Luft durchschnitt der Vögel Schaar;

dafür aber giebt es wieder eben so viel Fälle, wo bei den Alten Zweideutigkeit war, und bei uns keine ist, z. E.

Die Schooß der Felder öfnete die Sonne. Wir sagen jetzt den Schooß, und die Zweideutigkeit ist verschwunden. Nur eine kleine Übereilung ist es, wenn H. B. sagt, die Wörter vom weiblichen Geschlecht wären der Ungewißheit unterworfen. Die vom ungewissen und alle Plurale sind es eben so sehr. Allein hiebei ist die weiter oben von Hn. B. (S. 95) gemachte Anmerkung nicht zu vergessen, daß oft der Zusammenhand sehr leicht alle Zweideutigkeit verjagt *), und daß „nur der kleine Journalist sich mit vollem Herzen darüber unnütze macht“.

In weitem Verstande ist alles Idiotismus, was eine Sprache mit einer andern nicht gemein hat. Herr B. sagt, er habe in den vorhergehenden zehn Abschnitten nichts gelehrt, als lauter Idiotismen. Im strengsten Verstande ist das nun wol nicht einmal wahr; wenn es aber wäre, so würde vielleicht Hn. B.s Buch für die Deutschen lange nicht so brauchbar sein, als es sein könnte. Eine Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Deutschen hat zur Absicht die,

Deut-

*) Man sehe oben S. 156.

Deutschen vor Fehlern in ihrer eigenen Sprache zu bewahren. In den Idiotismen fehlen die Landeseingebornen grade am wenigsten. Also haben sie auch davon am wenigsten Unterricht nöthig. Den Ausländer muß man grade nur diejenigen Idiotismen einer Sprache bekannt machen, die von der seinigen abgehen. Bei einem Eingebornen ist die Sprachlehre eine Bewahrung vor einländischen Sprachfehlern, bei einem Ausländer Bewahrung vor fremden Idiotismen. In Deutschland sind Warnungen vor fremden Idiotismen allenfals nur um der Gelehrten willen nöthig, nicht um der Jugend, auch nicht um der Ungelehrten willen. Das war eben einer von Gottscheds Fehlern, daß er seine Sprachlehre zu sehr auf den Schlag eingerichtet hatte, als wenn sie für Ausländer wäre, und hingegen bei Junkers Sprachlehre ließe sich noch fragen, ob sie für Franzosen vollständig genug sei. Wenigstens hätte in der Recension der Allg. D. Bibliothek darauf vornehmlich Rücksicht genommen werden sollen. H. B. nimmt noch eine andre Art von Idiotismen an, und versteht darunter die offenbaren Ungereimtheiten, die sich in jede Sprache durch den Gebrauch einschleichen. Dahin rechnet er den Ausdruck das Lied vom Ende. Wir sagen dafür das Ende vom Liede, welches so gemein es auch geredt ist, doch ohne Schwierigkeit erklärt werden kann. H. Adelung hat es in seinem Wörterbuche unter Ende nicht angeführt, wo er es nicht unter Lied

nachholt. Noch ein anderes Beispiel ist in das Gras beißen. Beißen hieß ursprünglich niederfallen. Nun hat es eine andere Bedeutung, und man hält den Ausdruck mit Unrecht für bildlich, wenigstens nach Hn. Bodmers und Hn. Adelungs Meinung. Da aber diejenigen, die jezt den Ausdruck gebrauchen, wirklich an das Beißen mit Zähnen denken, so ist nur die Frage, ob das Bild so ungereimt sei, als H. B. glaubt. Virgil sagt doch auch humum ore momordit *). Bei Gelegenheit der Synonymen macht H. B. eine Anmerkung, die ich ganz hersetzen muß. „Die Italiäner haben in ihrer „Sprache eigene Wörter, die nur der Poesie ge„wiedmet sind. Das sind Wörter, welche vor „Alters in dem gemeinen Umgange waren, und „bey den alten Scribenten selbst in der Poesie vor„kommen, die aber durch die Veränderungen „der Zeiten und der Menschen aus der Sprache „herausgekommen sind. Wenn die Deutschen „Poeten den biegsamen Geist der Italiäner hät„ten, so könten sie ihre Sprache denselben Vor„theil mit leichter Mühe verschaffen; Sie dürf„ten sich (damit ich nicht weit zurückgehe) nur „erlauben, die Wörter und Wendungen der „Wörter zu brauchen, die noch in Opitzens Zei„ten in der Sprache waren, und in seinen „Schriften und seinen ächten Folgern ein gewisses

Sie:

*) Aen. XI, 418. Man sehe den Clark über Homers Idiade II, 418. und Hn. Damms Griechisches Wörterbuch unter ὀδὰξ

„Siegel der Güte empfangen haben; sie würden „so der Poesie ein ehrwürdiges Ansehen geben, „und zugleich die Sprache vor dem Mangel be„wahren, der durch den Verlust dieser Wörter „entsteht, und durch die Länge der Zeit, wenn „es so fortgeht, der Sprache den Untergang dro„het, die dadurch nicht gerettet ist, wenn auch „gleich für die abgegangenen Wörter andere in „andern Gestalten und Tönen, wiewol in dersel„ben Bedeutung, eingeführt würden". Eine abermalige Klage über die Vernachlässigung der Sprache der Minnesinger und ihrer Herausgeber beschließt diesen Abschnitt.

Der zwölfte Abschnitt handelt von der Manier, die Buchstaben zu orden, d. i. von der Orthographie. Ich führe nichts daraus an, weil er meistens nur Sammlungen von orthographischen, mit unter auch wol von etymologischen Fehlern enthält.

Der dreyzehnte Abschnitt von den Schreibzeichen, welche die Ruhplätze und Abstände der Stimme unterscheidend bezeichnen, d. i. von der Interpunktion oder, wie H. B. sie nennt, Punktirung. Das Komma (oder den Komma, wie er gegen seine eigene Höflichkeitsregel*) sagt) gebraucht H. B. offenbar zu oft. Niemand wird z. E. so leicht mit ihm schreiben: „In dem Willen, sucht der Poet die grossen „und edeln Empfindungen zu treffen". Desto mehr muß man sich wundern, daß er in andern

*) S. S. 223.

Fällen die gänzliche Weglassung desselben für erlaubt hält; z. E. „Alles was einen Anfang „gehabt hat wird ein Ende haben. Man weiß „daß die Frauen ungestümer verlangen als die „Männer". Das Semikolon nennt er Comma-punkt. Auch dieses hat bei ihm öfter statt, als bei andern. Hier ist eins seiner Beispiele: Die Liebe ist eine eigensinnige Leidenschaft; die der geliebten Person Verdienste zuleget; aber dieses Verdienst nicht liebet; die von Dankbarkeit nichts weiß; weil bey ihr alles sich auf Wollust beziehet; und weil da keine Einsicht Platz findet, noch sie auf Tugend gehet.

Vierzehnter Abschnitt von dem Sylbenmaße und dem Deutschen Verse. Spondeen, oder, wie er mit andern schreibt, Spondäen, giebt H. B. zu *). Sein Beispiel besteht aus zwey einsylbigen Wörtern Gott rächt; denn von den zusammengesetzten Wörtern (z. E. Dornstrauch) giebt er zu, daß sie keine rechte Spondeen sind. Eine Schutzrede für den Hexameter ist hier zu lesen, und wer erwartete sie auch nicht? Er kann, sagt H. B. der klingendste Vers werden, den die Deutsche Sprache in Absicht auf grössere Gedichte hat. Daß manche Hexameter sich auf zweierlei Art skandiren lassen **), scheinet Er zuzugeben, wiewol er zu verstehen giebt, daß dieser Vorwurf gemeiniglich nur aus Unwissenheit herrühre.

Eine

*) S. S. 202.
**) S. S. 204.

Eine ausführliche Recension dieses Bodmerischen Buchs können Sie in der Allgemeinen Bibl. B. 9. S. 194 ff. antreffen. Das Pretiöse des Stiels weggerechnet ist sie noch immer gründlich und unparteiisch genug. Luther wird hier einigermaßen vertheidigt; doch ist das wol zu viel gesagt, er war nie Sprachlehrer. Muster der Schreibart ist er gewiß geworden; denn er war doch immer vor allen seinen Zeitgenossen weit voraus. Der Rec. gesteht, daß die Schrift keine Sprachlehre sei, sogar den Titel Grundsätze scheint er ihr streitig machen zu wollen, und doch räth er die Einführung derselben in Schulen. Was H. B. von den Inversionen, Idiotismen und Synonymen sagt, scheint er dem Recensenten zum Theil aus Herders Fragmenten enlehnt zu haben. Ich wüste nicht, daß ich Spuren davon angetroffen hätte. In der Materie von den Hexametern thut meiner Meinung nach der Rec. Hn. B. doch etwas zu viel. Für einen Vorzug giebt es z. E. H. B. nicht aus, wenn ein Hexameter sich auf zweierlei Art skandiren läst, sondern er sagt nur, es sei kein Unglück.

Ich war, ehe ich Hn. B. s Buch zuerst las, in der That neugierig darauf, ob sein Deutsch von dem gewöhnlichen noch eben so abgehen würde, als vor dreißig Jahhen; ich fand aber das Gegentheil. Indessen sind immer noch Stellen genug übrig, wo ich und die meisten Hochdeutschen uns anders würden ausgedrückt ha-

haben. Wörter, die wir gar nicht gebrauchen möchten, sind z. E. massen für indem, unnützlich, eignen für zueignen, derselbigen für derselben, absonderlich, der Begleit, Witz für Verstand, anschuldigen, fertiger für kürzer („für Es liebet Capua hätte man fertiger „sagen können Capua liebet“ S. 102.), zuförderst für voran, Fund für das Französische Fond („Eine Nation hat die Idiotismen aus ih„rem eigensten Fund von solchen Dingen genom„men, die ihr ganz eigen sind“ S. 109). Auch möchten wir nicht sagen eine Liebe an etwas legen (Vorr. (S. 12), dies Wort ist seltenen Vorkommens (S. 16), durch die Schiffahrt sind uns die Produkte der Natur in jedem Klima zu Haus kommen (S. 112), es fällt mir kein bessers Wort in den Sinn (S. 23), die Franzosen suchen ihrer Sprache einen Ruhm darinn (S. 3), lasset mich hier anzumercken geben (S. 43), diese Beugungen erlauben sich in der Poesie (S. 53), ich werde davon zu reden kommen (S. 88), den eckichten Buchstaben an den runden vertauschen (S. 120). Mehr zur Sprachlehre gehört, daß H. B. trucken für trocken, wiedmen für widmen, ich bracht für brachte, sie hatten den Dunsen arg mitgefahren für sie waren mitgefahren schreibt. Für Gemüthes-Charakter sagen wir lieber ohne e Gemüthscharakter und selbst in dem Particip der vergangnen Zeit ist unsern meisten Schriftsteller die Wegwerfung das e vor dem t gewöhnlicher,

z. E.

z. E. in gemacht. In der Vorrede steht einmal heterogenisch, nach dem Werke selbst würde es besser heterogen geheißen haben; dies ist aber auch das einzige Beispiel, worinn H. B. gegen seine eignen Regeln geschrieben hat; der Rec. in der Allgemeinen Bibl. will deren mehr bemerkt haben, hat sich aber der Mühe eins davon anzuführen überhoben.

Einunddreißigster Brief.*)

Mein Werthester,

Seit mehrern Jahren erkundige ich mich vergebens, in welchem Winkel der Welt sie leben. Es war Krieg, als wir weit von ander getrennt wurden, und seitdem hielt ich es für unmöglich, Nachricht von Ihnen zu erhalten; erst vor wenig Wochen fiel es mir ein, daß ein sehr leichter Weg dazu vorhanden wäre, den ich bisher gänzlich übersehen hatte. Sie von Ihrer Seite konnten mich leichter erfragen, wenigstens wenn Sie Ihre Anfragen wiederholten; — doch ich weiß, wie lästig Ihnen das Briefschreiben von je her gewesen ist, und das entschuldigt Sie bei mir vollkommen. Ich werde es Ihnen beständig Dank wissen, daß ich durch Sie, einen Ausländer, der wenigstens das Deutsche nur

*) Bei überschickung der ersten vier Theile dieser Briefe und meiner übrigen Schriften.

halb seine Muttersprache nennen kann, zuerst mit den besten Schriftstellern meiner Nation bekannt geworden bin, die ich in Ihrer Gesellschaft mit so vielem Vergnügen las. Wie angewandt oder wie verschwendet Ihre Anleitung bei mir gewesen sei, davon wünschte ich Ihnen durch die Bändchen, die Sie hiebei erhalten, eine kleine Probe zu geben. Ihr Urtheil war mir jederzeit wichtig, und wie sehr hätte ich gewünscht, durch dasselbe auf meiner schriftstellerischen Bahn geleitet zu werden! Doch vielleicht theilen Sie mir Ihre Anmerkungen über meine Arbeit lieber mit, nachdem sie gedruckt ist, als wenn sie genöthigt gewesen wären, sie vor dem Drucke zu beurtheilen.

Jetzt füge ich nur noch dasjenige hinzu, was ich bei den vier Theilen meiner Briefe noch nach der Zeit anzumerken gefunden habe. Sie sind gütig genug bei der Durchlesung derselben diesen Brief immer vor Augen zu behalten.

Th. 1. S. 8 hätte ich zu Gottscheds Gegnern noch den Hn. von Justi in seiner 1755 zuerst herausgekommenen Anweisung zu einer guten Deutschen Schreibart nennen sollen. Wenigstens fand sich Gottsched in seinem Neuesten vom Jahr 1755 sehr dadurch beleidigt.

S. 30 habe ich aus Gellerts Orakel die Stelle angeführt

Man seh nur schön, so nimmt man ein.

Ich bediente mich damals, wie ich auch S. 63 anzeigte, der Berlinischen Ausgabe des Gellerts

v. J. 1755, und diese hat mich sowol hier, als anderswo irre geführt. Der seitdem verstorbene Herr Geheimerath von Arnim zu Sukow, der Ihnen vielleicht durch die Anlegung einer Ukermärkschen Provinzialbibliothek bekannt geworden ist, erinnerte mich zuerst, daß alle andere Ausgaben lesen

Man sey nur schön, so nimmt man ein.

Ohne diese Erinnerung, die mir hernach auch von mehrern gemacht wurde, würde ich vielleicht immer seh für die rechte Lesart gehalten haben, ob ich mich gleich selbst wol erinnerte, daß ich in meinen jüngern Jahren sey gelesen hatte, welches ich nun entweder für einen Druckfehler, oder für eine von Gellert selbst verworfene Lesart zu halten anfing.

Auf eben der Seite tadele ich noch sich klagen für über Krankheit oder Unpäßlichkeit klagen, und behauptete, daß das bloße klagen dazu hinreiche. Man hat mir eingeworfen, sich klagen sei bestimmter; allein sich klagen ist eigentlich provinziell für klagen in allen Bedeutungen. Ein Beispiel davon werden Sie in diesem vierten Theil S. 217 aus Hn. Bodmer angeführt finden. Eben so gut also als sich klagen auf einen einzelnen besondern Fall des Klagens angewandt werden kann, wird dieses auch mit dem ordentlichen, allgemein verständlichen klagen geschehen können.

S. 32. Von Duft werden Sie in der Vorrede zum dritten Theil eine Anmerkung finden,

die

die mir von unserm jetzigen vornehmsten Journal, der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, abgenöthigt ist. Seit der Zeit habe ich viele Stellen aus Schriftstellern gesammlet, wo Duft männlich vorkömmt *), ob mir gleich noch kein Beispiel vom weiblichen wieder vorgekommen ist. Ich hatte gesagt Dunst und Duft kämen mit einander überein. Nach allen guten etymologischen Grundsätzen hat dies seine völlige Richtigkeit. Für das Stammwort von beiden halte ich dauen oder nach einer ältern Aussprache duen, welches so viel bedeutet haben muß, als zerstieben, unmerklich in die Höhe steigen, wie man noch aus verdauen sieht. Davon machte man Dunist oder Daunist, zusammen gezogen Dunst, Dust, Duft, Daust. Daust findet man wirklich noch in einigen Landschaften, wo man das feinste Mehl, das bei der geringsten Bewegung der Luft davon stiebt, so nennt. Dust habe ich nie gefunden. Aber so wie man Vernunst, Vernunft, Vernust und Vernuft wirklich findet, so ist auch wahrscheinlich, daß alle diese Veränderungen auch bei Dunst werden statt gefunden haben. Duft kommt also mit Dunst nicht bloß überein, sondern ist gar im Grunde einerlei Wort. Sie besitzen, so viel ich mich erinnere, den Logau. Im Register dazu werden Sie finden, daß Brunft mit Frischen von brummen abgeleitet wird; allein aus der eben gemachten Anmerkung erhellet, daß es eigentlich nichts mehr

und

*) Eine davon ist aus dem Sebaldus Nothanker.

und nichts weniger, als Brunst nach einer andern Mundart, ist.

S. 41 habe ich die Märkische Griechische Grammatik dem seligen Frisch beigelegt. Ein zu Lemgo herrauskommendes Journal, Bibliothek der Litteratur, macht mir dagegen den Einwurf, man sollte aus der Vorrede schließen, es wäre eine gemeinschaftliche Arbeit der Rektoren und Konrektoren in Berlin. Da ich ausdrücklich das Gegentheil versicherte, so konnte der Recensent gewiß glauben, daß ich ächte Nachrichten hätte. Frisch führt in seinem Deutschen Wörterbuche mehrmals die Griechische Grammatik als seine Arbeit an, in seiner Lebensbeschreibung, aus der ein Auszug im Jöcher steht, wird sie ihm auch ganz allein beigelegt, und endlich leben hier in Berlin noch verschiedene Gelehrte von Ansehen, denen man es sicher zuglauben kann, daß kein einziges von allen Märkischen Schulbüchern eine gemeinschaftliche Arbeit gewesen ist, obgleich zuweilen Konferenzen darüber gehalten worden.

Über die Beilage zum dritten Briefe, wo ich meine Sammlungen von zwei und drei bekannt gemacht habe, will ich hier nichts erinnern. Sie können leicht denken, daß das Verzeichniß seitdem ungleich stärker angewachsen ist. Weil ich aber das Resultat davon doch einmal in meiner grössern Sprachlehre bekannt machen muß, so verschone ich Sie und die Welt mit der Anführung der fernern einzelnen Entscheidungsgründe. Das brauche ich nicht zu erinnern, wofern Sie

jetzt noch Deutsche Bücher lesen, daß seit einigen Jahren zween und zwo immer mehr verschwindet, und daß also auch ohne meine Beweise zwei zuletzt wol die Oberhand erhalten wird.

Sie sind ein Schüler und Verehrer des sel. Baumgarten zu Frankfurt. Verdenken Sie mir das nicht, was S. 70 und 71 von ihm steht, ob es gleich mit meinen ehemaligen Urtheilen nur wenig stimmt; vielleicht haben sich auch Ihre Einsichten seitdem geändert. So viel kann ich Ihnen sagen, daß nach der Zeit einer von Baumgartens Hallischen Zuhörern mich wirklich wieder versichert hat, Baumgarten habe über die Grammatik grade so philosophirt, als da geschrieben steht. Der Recensent in der Allg. Deutschen Bibl. stößt indessen dies alles durch einen Schluß a priori um, indem er sagt, das angeführte Beispiel sei zu abgeschmackt, um Baumgarten (dem achtzehn- oder zwanzigjährigen Baumgarten muß man hinzudenken) zur Last gelegt zu werden. Sagen Sie das auch?

S. 102 habe ich gesagt, man müsse in gerannt das n doppelt sprechen; darinn habe ich Unrecht, wie ich auch S. 117 selbst schon richtig vermuthet hatte. In Sachsen und wo es sonst gebräuchlich ist spricht man es einfach, und darnach müssen die übrigen Deutschen, die es nur aus Büchern kennen, sich billig richten.

S. 108 hatte ich gerathen, um des Wollauts willen guten Gabe in starken Gabe zu

ändern. Man hat mir dagegen eingewandt *), gute Gabe sei richtiger gesagt. Meines Wissens sagt man eben sowol starke Gabe als gute Gabe; das erste sagt sogar noch etwas mehr, als das letzte. Wenn indessen beide Ausdrücke auch nur gleich stark wären, so klingt doch guten Gabe nicht vollkommen gut. Und doch war mein Vorschlag nur mit einem vielleicht vorgetragen.

S. 118 tadelte ich den Ausdruck hart für gleich neben oder dicht neben. Auch darinn ist mir wiedersprochen worden **); allein man hat nicht bewiesen, daß ein sonst guter Schriftsteller sich dieses Ausdrucks bediene.

Von Wunderdinge sage ich eben daselbst, daß man den Singular schwerlich finden werde. Hierüber wurde in einer Hamburger Zeitung, die den Titel führt Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit ***), folgende Anmerkung gemacht, welche zeigt, wie mißlich unsre Muthmaßungen oft sind. „Der V." heißt es, „hat „nicht daran gedacht, daß es in dem bekannten Lie„de Ach Gott wie manches Herzeleid heisse v. 3. „welch Wunderding hat man erfahren, daß „du mein Gott bist Mensch geboren. Jedoch „ein Basedow erklärte sogar einmal das Wort „schnöde für undeutsch, das doch wenigstens aus „ver-

*) Die Erfurtische Zeitung vom Jahr 1772, St. 64, S. 564.

**) In der Jenaische Zeitung wenn ich nicht irre.

***) Jahrgang 1, St. 33, S. 261.

„verschiedenen Gesängen bekannt genug ist; also „ist es auch leicht möglich, daß dem Hn. H. obi„ge Stelle nicht beygefallen. Und vielleicht be„hauptet er auch, daß das Wort darin ebenfals „im plurali vorkomme, worüber wir denn nicht „sonderlich mit ihm streiten mögen". Mir ist in der That die Stelle des Liedes nicht beigefallen, wo ich übrigens Wunderding wirklich für den Singular erkenne.

Was ich im achten Briefe von den Bemühungen des Hn. Prediger Stosch erwähnt habe, ist von demselben in der Vorrede zum zweiten Theile seines Werks sehr gut aufgenommen worden. Gottscheds Buch von den Synonymen glaubte ich, wäre ihm ganz unbekannt gewesen. Er erinnert aber, daß er es wirklich gelesen, jedoch wenig brauchbares darinn gefunden habe. Indessen würde er es gebraucht haben, wenn er es bei der Herausgabe seiner Arbeit hätte haben können. Zu haben ist es wirklich noch, obgleich nicht in allen Buchläden. Sonst sind zwischen Hn. Stosch und mir nur wenig Punkte streitig. Lust hatte er nicht von Freude unterschieden. Er erklärt, er rechne es nicht zu Freude und Frölichkeit, sondern zu Vergnügen, Ergötzung und Wollust. In der That sagt man aber doch eben sowol, ich will mir die Lust machen, als ich will mir die Freude machen, und Unwissende könnten leicht beides für einerlei behalten oder eins für das andre gebrauchen. Hell halte ich noch immer mit dem Leipziger für den Gegensatz von

dun-

dunkel und finster, und wenn ich das eine Wasser hell nenne, so werde ich auch gewiß das ihm entgegengesetzte dunkel nennen. So halten einige das Spreewasser für heller, und das Havelwasser für dunkler. Das Zeitwort neiden glaube ich noch immer könnte wegfallen; höchstens könnte es in der sprichwörtlichen Verbindung hassen und neiden beibehalten werden. Außerdem möchte man wol kein Beispiel aus einem jetzigen guten Schriftsteller anführen können; doch dürfen die Dichter sich das neiden vorbehalten.

Der Streit, den ich S. 144 ff. des zweiten Theils berührt habe, ob man sagen dürfe mit Rechte, aus Golde rc. ist seit der Zeit so ziemlich dadurch entschieden worden, daß auch der H. R. Adelung, Verfasser desjenigen Wörterbuchs, dessen Probe ich im achtzehnten Briefe des dritten Theils ausführlicher beurtheilt habe, meiner und meines Freundes Meinung (im Artikel E) beigetreten ist. Die Hauptsache kömmt darauf an, ob die Redensarten, die S. 151 von mir getadelt sind, durch häufige Beispiele aus guten Schriftstellern gerechtfertigt werden können; denn einzelne Beispiele beweisen in einem streitigen Fall nichts, da sie immer Fehler sein können. In solchen Fällen kömmt es immer nur darauf an, ob jemand beweisen kann, daß dasjenige, welches er verwirft, in der That von den meisten stillschweigend auch verworfen werde, ob sie gleich

sich selbst zuweilen noch eine Ausnahme erlauben, vornehmlich in der Poesie.

Was ich in dem zehnten Briefe von den Wörtern in niß geschrieben habe, läßt sich noch sehr vermehren *). S. 183 habe ich einen Fehler begangen, da ich das beim Tatian vorkommende Berathnessi durch Berathung gegeben. Ich citirte aus dem Kopfe, weil ich Palthens Ausgabe vom Tatian nicht bei der Hand hatte, um die ich seit der Zeit ganz und gar gekommen bin. Vermuthlich steht Berahtnessi (Pracht, Glanz) da. Schilter führt in gleicher Bedeutung Berahtnissi aus dem Isidor an; des Tatians erwähnet er bei dieser Gelegenheit gar nicht.

S. 193 gebe ich den Benjamin Neukirch, den Übersetzer des Telemach, als den Verf. des Briefstellers an; dieser heißt aber Johann George Neukirch.

S. 202

*) Aus Hn. Prediger Stosch Beurtheilung meiner daselbst geäußerten Gedanken, welche im 3ten Theile seines Werks S. 418 ff. anzutreffen ist, gebe ich hier ganz kurz einen Auszug. Bedürfniß will H. St. lieber immer weiblich gebrauchen; hingegen möchte er, wie ich die und das Ärgerniß unterschieden habe, auch bei Bekenntniß, Verdammniß, Gedächtniß ein doppeltes Geschlecht in einer unterschiedenen Bedeutung annehmen. Wegen Bündniß zweifelt er, ob Luther es weiblich gebraucht habe, da er bloß die Freundschaft und Bündniß schreibt, wo vor Bündniß allenfalls auch das ergänzt werden könnte. Gewöhnlich ist dergleichen Auslassung bei Luthern eben nicht.

S. 202. Den Ausdruck das Zeitliche gesegnen habe ich bei einem neuen Schriftsteller, dem Verf der empfindsamen Reisen durch Deutschland (Th. 3. S. 194), nach der Zeit gefunden.

In der Anmerkung, die ich S. 207 f. über die Herleitung und Rechtschreibung des Worts Augenbraunen gemacht habe, habe ich eine Stelle aus Herrn Popowitsch Untersuchungen vom Meere (S. 297) anzuführen vergessen. Hier ist sie.

Wie viel die Erklärung des Hochteutschen Namens Augbraunen (Augenbraunen, supercilia) den Gelehrten zu schaffen gemacht habe, erhellet aus dem Vorrathe der Wortforschungen, die H. Wachter dazu anführet. Die Steyermärker, Oesterreicher, Bayern, wie auch noch viele andere Oberteutschen, sprechen die Augenbram, und sind mit der Erklärung ihres Wortes bald fertig. Die Sachsen mögen zusehen, wie sie mit dem Ihrigen, vermeintlich schönern, zurechte kommen. Ram ist margo; berámen, und nach der geschwinden Aussprache brámen, marginare. Ein Kleid berámen, limbo vestis oram circumdare, wie die Franzosen das border in gleichem Verstande anbringen, dieses aber kommet von bord *margo*. Hederich und andere Sachsen, die bremen, verbremen, schreiben, entfernen sich von der Quelle. Da in brämen schon ein Vorsazwörtchen stecket, so scheinet aus Unwissenheit der Ableitung noch ein ver davorgekommen zu seyn, wenn man verbrämen spricht. Bram, limbus ist ein verbale von brámen. Das Augenbram ist limbus oder margo oculi, wie es der scharfsinnige Leibniz schon eingesehen hat, den aber H. Wachter mit schlechtem Grunde wiederleget.

S. 241. Den Unterschied, den ich zwischen ward und wurde beobachtet, hat hernach Hr. Prediger Stosch *) gebilligt, und mit einigen Beispielen bestätigt. Indessen hätte ich nichts dagegen, wenn man wurde ganz abschafte, oder wenigstens in der Dichtkunst ward häufiger gebrauchte.

S. 244. Hr. Stosch hat hernach in seinem zweiten Theile **) des Worts ergötzen zwar erwähnt; allein er schränkt offenbar die Bedeutung desselben zu sehr ein, wenn er behauptet, man ergötze sich, wenn man zur Erholung von der Arbeit sich mit andern Dingen beschäftige, welche ein Vergnügen erwecken. Der Verfasser des neuen Deutschen Wörterbuchs, H. Adelung, hat dies schon erinnert, und erklärt es richtiger einen lebhaften Grad der sinnlichen Freude verursachen.

S. 244. 245. Auch von anheben und beginnen denkt H. Adelung so, wie ich. Bei anheben erklärt er Hn. Stoschens Unterscheidung für völlig ungegründet, und von beginnen sagt er, es sei im Hochdeutschen gröstentheils veraltet.

S. 273. Mit deucht hat es eben die Bewandniß, und H. Adelung tadelt Hn. Stosch wegen seiner Unterscheidung ausdrücklich.

Im dritten Theile rede ich S. 12 davon, daß es meines Wissens keinen allgemeinern Sprachfehler gebe, als wenn wann man da und

seine

*) Th. 2, S. 443.

**) S. 148. 149.

seine Zusammengesetzten für wo, worinn, woran. rc. gebrauchet, und ich habe daraus in der zweiten Auflage meiner Sprachlehre S. 270 eine eigene Regel gemacht. H. Adelung in seinem neuen Wörterbuche ist gleicher Meinung mit mir. Wenigstens sagt er *) ausdrücklich: „In den „Fällen, wo das da eine bloße beziehende Parti„kel ist, braucht man allemal lieber wo, welches „das eigentliche Relativum des Orts ist. Indeß„sen ist dieser Gebrauch des da sehr alt.“ Anders denkt der Verf. des zweiten Theils meiner Sprachlehre S. 151. 152. Weil man sagen darf Neues, an dem sie einen Zeitvertreib finden und das Haus, in dem Luther gewohnt hat, oder vielmehr kürzer, weil der relativ gebraucht wird, so müsse, meint er, auch der relative Gebrauch der Wörter da, daran nicht schlechthin verwerflich sein. Gleichwol ist der gute Gebrauch offenbar zu stark entgegen. Auch ist der Schluß nicht einmal ganz richtig. Er müßte so heißen: „So wie der für wer gesetzt „werden kann, so auch da für wo;“ und alsdenn würde ich das erste leugnen, und also den ganzen Satz umkehren: so wie der nicht für wer gesetzt werden kann, so auch da nicht für wo“.

S. 37. Ein Theil von der Gottschedischen Probe eines Wörterbuch steht in Hn. Adelungs Vorrede §. 2, wo auch §. 3 gezeigt wird, wie we-

*) S. 1229. Man vergleiche auch S. 1244 die erste Anmerkung zum Artikel dazu.

nig man sich von dieser Arbeit habe versprechen können.

Das Urtheil, das ich S. 65 über verkümmern gefällt habe, nehme ich zurück. Man sagt jemand seinen Lohn verkümmern, d. i. ihn um einen Theil davon bringen, und also kann auch ein Triumph verkümmert werden.

S. 73 habe ich getadelt, daß man jetzt sensible durch empfindsam übersetze, da man es so viele Jahre durch empfindlich übersetzt habe. Die Erfurter Zeitung *) glaubt, ich irre darin. Kaum, dächte ich; wenn ich aber auch einige Ausnahmen gestatten wollte, so ist doch nicht zu leugnen, daß verschiedene empfindsam jetzt in solchen Fällen gebrauchen, wo empfindlich offenbar besser sein würde. So las ich neulich in einer der Vertheidigungsschriften der Königinn von Dänemark: es muste ihr dieses Verfahren nothwendig sehr empfindsam sein.

S. 77 sage ich, Popowitsch habe in seine Untersuchungen vom Meere ein Schreiben an die kosmographische Gesellschaft zu Leipzig eingerückt. Die Göttingischen Anzeigen von 1772 St. 156, S. 133 erinnern, die kosmographische Gesellschaft sei damals in Nürnberg gewesen. Die Erinnerung ist richtig; allein es steht auch ein Schreiben an einige Leipzigsche Gelehrte in den Untersuchungen, wiewol die von mir angeführte Stelle in keinem von beyden Schreiben, sondern in dem Buche selbst befindlich ist. Die Sei-

*) Jahrgang 1773, St. 61, S. 508.

Seitenzahl hat ihre Richtigkeit; allein da ich das Buch nicht selbst besitze, sondern nur Excerpte daraus, so beging ich einen Gedächtnißfehler, wozu mir der Inhalt der angeführten Worte zum Theil selbst Gelegenheit gab.

Th. 4, S. 181. Beim nähern Nachsuchen finde ich den Plural Amorn nicht in den Liedern der Deutschen, mein Tadel fällt also so lange weg, bis ich ihn beweise.

S. 234 fällt die letzte Note weg; die Stelle heißt: Geht über unsern Rhein.

Wichtigere Druckverbesserungen.

Man lese

Th. 1 (der ersten Auflage), S. 50, Z. 7 von unten: Lieblingsschriftstellern. S. 61, Z. 3 von unten: 321. S. 738, Z. 2 von unten: Bemerkungen. Th. 2 S. 148, Z. 18: Erstlich. S. 158, Z. 5 von unten: S. 926 der Recension. S. 214, Z. 7: als als wenn. S 242, Z. 6: wir. S. 244, Z. von unten: Neuesten. S. 254, Z. 10: eine (für einer). S. 262, Z. 11: aller. Th. 3, S. 50, Z. 10 von unten: bethen. S. 52, Z. 15 und 19: gebrauchen. S. 54, Z. 12 keiner. S. 58, Z. 18 und S. 87, Z. 16 Shakespear. S. 61, Z. 1: Vorrückung. S. 68, Z. 8 von unten: im Sprechen. S. 70, letzte Zeile: 10 für 104. S. 116, Z. 11: Sprachrichtigkeit. Th. 4, S. 139, Z. 5: ward. S. 145, Z. 12: verachtete. S. 206, Z. 8: er beiden. S. 213, Z. 7: Veinsternus.

Min-

Minder wichtige.

Th. 2 S. 155, Z. 14: weglassen. S. 157, Z. 3. von unten: Auflage. S. 172, Z. 13: Aergerniß. Th. 3, Vorr. S. 13, Z. 1: von beiden. S. 20, Z. 15: Bruchstücke. S. 26, Z. 2 von unten: der. S. 32, Z. 17: der Herr Professor. Z. 5 von unten: ausfindig. S. 43, Z. 5: derselben. S. 49, Z. 18: geschehe. S. 96, Z. 10, von unten: der H. Hofrath. S. 110, Z. 2: nach vor. S. 112, Z. 16 steht. S. 115, Z. 22: es. Th. 4, S. 216, Z. 1 neuern. Z. 6, pher" nennt, worinn rc. S. 218, Z. 8 von unten: oder Substantive.

Die Anführungen aus der Sprachlehre des Verf. gehn in der ersten Auflage des ersten und zweiten Theils der Briefe nur auf die erste Auflage von 1769. Man hat also hier die veränderten Nummern der zweiten Auflage beifügen wollen.

Th. 1, S. 15 für N. 22 jetzt in der zweiten Auflage N. 26. S. 20. N. 54. S. 22. N. 24. S. 39 schreibe man bei: S. 68 der zweiten Auflage. S. 43. N. 13. 14. 15. S. 46 N. 59. S. 81. N. 32. S. 85. N. 72. S. 116. N. 53. S. 122. N. 16. und zwar S. 13. S. 123. N. 17. S. 124. N. 21. 20 S. 126 N. 13. 27. Th. 2, S. 154. Die Anmerkung von Gott steht in der zweiten Auflage gar nicht. S. 164. N. 57. d. S. 174. Von den Wörtern in niß stehe man die zweite Auflage N. 32, 12.

Register

der merkwürdigsten Wörter, ingleichen der Schriftsteller und Sachen.

(Vorr. bedeutet die Vorrede zum dritten Theil, und die Zahl zeigt die Seiten an. Ist ausdrücklich die Abkürzung S. gebraucht, so ist zu merken, daß die folgende Zahl nicht mehr auf die Vorrede, sondern auf die Briefe selbst hinweist.)

ä, ö, ü stehn nicht für ae, oe und ue oder ui. 28. sind bloße Selbstlauter 46

Aal hat im Genitiv bei einigen Aalen 47. brauchte im Schreiben nicht von Ahl unterschieden zu werden 103

Aaß, ob es recht geschrieben sei 47

ABCbuch S. Fibel

ab verliert den Ton in der Zusammensetzung nicht 48

abändern 48

Abart 53

abäschern, Herleitung davon 49

abdanken, ob nothwendig der Begriff des Dankens damit verbunden, und wie es von absetzen unterschieden sei 51

abdienen und abverdienen 51 52

abdisputiren 53

ablaufen lassen und die Hörner ablaufen 44

Abschnitt in Versen ist von der Cäsur unterschieden 122 159

absetzen 51

Abt 164 ff. 176 f.

Accente sind in der Deutschen Sprache eher zu wünschen, als zu hoffen 196

Adelung. Dessen Wörterbuch 163 197 207 214 237 238 254 255

ahnden 44

Aichinger 1 78 95 160 161

Alp 44

alphabetische Ordnung, ob sie in Wörterbüchern vorzuziehen sei 39

als. Darnach darf das Nebenwort nicht wiederholt werden 70

Alte, ob sie so viel große Schriftsteller gehabt haben, als wir 34 ob

*

man

man alle ihre Schriften übersetzen solle 173
Ältern und Eltern ist unterschieden 85
Amor, wie der Plüral davon heiße 180 f.
ämsig, ob es recht geschrieben sei, und wovon es herkomme 196 f.
angst machen einem oder einen 45
anheben 254
anmuthen oder ansinnen sein 71
Anweisung, allerneueste, zum Briefschreiben. Ein Buch dieses Titels wird angeführt 211
Anzeigen, Strelitzische. Gelehrte Beiträge dazu werden angeführt 26 126
Apostroph. Dessen Gebrauch wird jetzt übertrieben 68 69
Armuth, ob das davor stehen könne 207
Ärz für Erz, ist unnöthig 95
äschern, was es sei 49
aufer, ob es eine Partikel sei 46
auferfahren ist kein Wort 46
Augenbraunen 253
Ausdruck, wie es von Wort und Redensart unterschieden ist 17
Bagage, Deutsch Gepäkke 20
Band, Banden rc. 221
barbarisches Latein, wie man dafür sagen müsse 178 f.
Barbärismus, was er sei 10 und was er nicht sei 198 199 207
barmherzig, wie es auszusprechen sei 121
Bart. Verschiedene Bedeutungen dieses Worts 93 94
Basedow. Vorr. 18 19 S. 98 f. 147
Batteux wird von Westphalen angeführt 119 S. auch Ramler
Baumgarten, Alex. Gottl. 248
Bedeutung, erste der Wörter, muß aufgesucht werden 32 f.
beginnen 254
behäglich, 65
Behrndt 76
Beißen, in das Gras, wie es zu erklären sei 238
Beiträge Leipziger kritische 22 76
Bel, J. Matth. 111
Beredsamkeit, Deutsche ob es eine gebe 165. Ob Beredsamkeit und Wolredenheit unterschieden sei 167 ff.
Besser, ob er die Deutsche Sprache studirt habe 116

das beste und das Beste, wie sie unterschieden sind 106
Bibelausgabe, Hallische 145
Bibliothek allgemeine. Eine Recension daraus wird geprüft. Vorr 6 ff. S. 241 Interpolationen in derselben werden vermuthet Vorr. 15 Noch ein andrer Argwohn in Ansehung der darin̄ gegebnen Regeln S. 181 (vg. 257) Wird als auctor classica angeführt S. 15 Sonst angeführt 22 32 76 160 164 220 Wiederlegt 86 95 145 180 ff. 241 getadelt 175 180 201 208 ff. 277
bieder für gut 65
Biedermann, J. Gottl. 63
bieten, wie es zu schreiben sei 50
Bilderfibel. Erfordernisse derselben 138
Bischoff, Augustin 34
Bleistift, von welchem Geschlecht es sei 4 f.
Bödiker 91 111
Bodmer. Dessen Grundsätze der Deutschen Sprache werden beurtheilt Vr. 30 Ein Auszug daraus steht im Lindner 199
Bogen. Der Plural davon 220
Breitinger 27 118
Brockes 106 126
Bruchstücke 120
Brunst 246
Buchdruckerschränkchen 137 ff.
Buchhändler. Klagen über sie 209
Büchersaal, neuer 161
buchstabiren muß das Ohr eher lernen, als das Auge 134
bügen 65
Butter ist nicht ursprünglich Deutsch 30
Büttner, Cph. And. 60

Cäsur ist mit Abschnitt nicht von gleicher Bedeutung 122 158
Cellarius 29 142
ch, wie Kinder es nennen müssen 144
Chlorenus Germanus 91
Cicero 168 wurde nicht von allen Römern verstanden 170 Seine Reden von Heinze übersetzt 164 ff.
Cirkel braucht nicht nothwendig von Zirkel unterschieden zu werden 104
Clark, Sam. 238
Cramer, J. Andr. 129
Creuz, Freiherr von. 181
Cube 190

Da, davon rc. für wovon ist falsch 12 254 ff.
Damm 40 238
daß. Dafür könnte man das schreiben 103

Deklinationen, wie viel es im Deutschen gebe 220
Demosthenes 167 wurde nicht von allen Griechen verstanden 170
der, die, das, ob ich und du darnach stehen dürfen 225
derer für deren 29
deucht 254
Deutsch, rein, was es sei 9 — richtig 11 — gut 14 — schön 14 — fein 14 — zierlich 16 Aus welchen Büchern man rein Deutsch lerne 199 f. Deutsche Anmerkungen zu Lateinischen Schriftstellern wären so übel nicht 24. S. auch Sprache.
dies 226
Döbel, H. W. 160
dreschen. Das Imperfekt davon ist zweifelhaft 54
Dreye für drei 230
Duft, von welchem Geschlechte es sei Vorr. 18 S. 245 f.
Dunst und Duft werden hergeleitet 246
Dusch 53

e, Wegwerfung u. Beibehaltung desselben in der Mitte u. am Ende 242 251
Ebert, J. Arn. 35
Effort kann aus Deutschen Schriften wegbleiben 189
ei für i, zu welcher Zeit es sich stark eingeschlichen 213
eilf, ob man so schreiben und elf aussprechen müsse 206
Ein, das Zahlwort, warum man es groß schreibe 105 Man sehe auch 197 und 206
ekel für ekelhaft und für delikat 67
elf. So darf man schreiben 206
Eltern S. Ältern
Embryo darf beibehalten werden 189
empfindsam 73 256 und empfindselig 158
emsig. Siehe ämsig
Ende, das, vom Liede 237
englisch und Englisch ist unterschieden 106
Enjambement. Nicht ein jedes ist erlaubt 125
entsprechen 73
Erato, wie der Genitiv davon zu machen sei
ergötzen 254
Ernesti, J. Aug. 15 18
Erz braucht nicht Ärz geschrieben zu werden 95
Esche für Spieß 158
etliche zwanzig, ob man dafür zwanzig und etliche sagen dürfe 198
etwa und etwan 207
existiren darf beibehalten werden 189

Fa=

Fabers Thesaurus 29
Fabricius, J. Alb. 4
Fall, wie es in der Grammatik zu erklären sei 219
fein für artig, ein Provinzialismus 15 16
Fesseln 222
Festus 29
Fibel. Herleitung des Worts 131 Gute Einrichtung einer Fibel Br. 23
Ficke, die 26
Finnen, nicht Fünnen 85
Finsterniß Geschlecht und Plural desselben 222
fodern für fordern ist falsch 145
Fort, das, ob es in der Aussprache von fort zu unterscheiden sei 106
Franzosen schreiben oft unorthographischer, als die Deutschen 6
fremde Wörter können nicht immer übersetzt werden, und sind zuweilen bekannter, als die gleichgeltenden einheimischen 20 dürfen beibehalten werden, wenn der Gebrauch sie einmal eingeführt hat 187 ff. in welchem Fall sie den einheimischen vorzuziehen sind 190 finden in der Poesie nicht so leicht Platz, als in Prosa 191 ob sie in einem Hochdeutschen Wörterbuche auszulassen sind 38 ob sie ihr Genus im Deutschen behalten müssen 223 f.
Freyer 76 91 96 206
Frisch 21 75 83 91 111 131 145 247
für, ob es ganz wegzuwerfen sei Br. 21
Füße, unreine, wie man sie in Versen gebrauchen könne 122

Gebauer 113
Geblüte, Gemüthe, Getös, Gezisch sind falsch 222
Gebrauch von etwas machen, so darf man sagen 191
gegen muß mit vor nicht verwechselt werden 192 hat nicht den Dativ 231
Gegenstand ist untadelhaft 191
Gehle, Aug. Gabr. 60 235
Gellert 207 Verschiedenheit in den Ausgaben desselben 244 f. ist in Wörterbüchern anzuführen 55 ob er die große Welt gekannt habe 36
Genauigkeit ist nicht zu verwerfen 191
Genie, ob man es gebrauchen dürfe, und ob es sich Deutsch geben lasse 185 ff.
Genitiv, ungewöhnlich gesetzter 67 — mit von 67
Genüge 198

Gepäcke, ein seit kurzem gebräuchlich gewordenes Wort 20
gerannt, wie es auszusprechen sei 248
Germanismus wird von Heinze vertheidigt 176 Vergleiche auch 216 217
Gerücht 31
Geschlecht. S. Neutrum
gesegnen, das Zeitliche 253
Gesichte und Gesichter 222
Gesner, J. Matth. 40 Sal. 13.
Gewähr, die. Dafür müste Gewehr geschrieben werden 104
gewärtig sein. Dabei darf kein Dativ stehen 70
Glaube, nicht Glauben 221
gleichlautende Wörter brauchen nicht verschieden geschrieben zu werden Br. 20
Glieder der Rede, wie viel es deren giebt 232 f.
Gottsched. Seine Probe eines Deutschen Wörterbuchs 37 255 ist in Wörterbüchern anzuführen 55 Hat manches Mode gemacht 117 und vermuthlich manches zur Aufnahme der Deutschen Sprache dienendes Buch unterdrückt Br. 26 und S. 178 Angeführt 60 75 f. 91 94 96 129 201 212 wiederlegt 83 84 ff. Getadelt 130 237 Seine schlechte Kentniß der alten Sprachen 1 ff.
Gottschedianer, ein, ist Luther nach Bodmers Meinung gewesen 216
Götze, J. Melch. 215
Grammatiker sind oft seichte Köpfe 100
Grillo 180
Gröbs 28
Grüwel 91
Günther ist im Wörterbuche anzuführen 55

h, Verlängerungs= 92
Habe, die, nicht Haabe 84
Hafen, ob man nicht dafür Haven schreiben müsse 82
Hagedorn ist im Wörterbuch anzuführen 55
Haller 53
(Hamanns) Kreuzzüge 60 Seine Schrift gegen Eberhard 158
Hederich 21 253
hart 249
Harsdörfer 196
Heide, Heyde, und Haide, ob sie zu unterscheiden sind 95
Heinsius Nik. 203
Heinze 1 2 76 95 118 127 129 201 219 Seine Meinung von für und vor Br. 21 von der Deutschen Beredsamkeit, den Deutschen Perioden

und

und dem Germanismus Br. 27
Hempel 79 91
Herder 60 171 Getadelt 107
Hervorsuchen alter Wörter, was dabei zu beobachten sei 201 Beispiele davon 64 f.
Heumann, Cph. Aug. 22 24
Hexameter werden von Bodmer vertheidigt 240 siebenfüßige, ob dergleichen im Klopstock vorkommen 204 f. die sich auf zweierlei Art skandiren lassen 204 240 241
Hexametristen waren der Deutschen Sprache gefährlich 57
Heynatz. Zweiter Theil seiner Sprachlehre, von einem Ungenannten verfertigt, wird angeführt 181 207 255
Hiatus, ob er beständig fehlerhaft sei 123 ob er in der Mitte eines Worts statt finde 124
Hintsch 45
Hofmannswaldau 141
Hofschranze, ob es männlich oder weiblich sei 72
Homer wurde nicht von allen Griechen verstanden 170
Hörsal, kein sehr altes Wort 21
Hübner, Joh. 15 kann in Wörterbüchern angeführt werden 55.
Idiotismen 236 f.
Individuum, ein fremder Ausdruck, der beibehalten werden darf 189
Infinitive dürfen zu Nennwörtern werden 183 Verdoppelung derselben wird von Heinze verworfen 183 ff
interessant kann Deutsch gegeben werden 189
Interpunktion 239
Inversionen 60 f.
isch, eine Endung der Beiwörter, wie der Superlativ davon zu machen sei 179
Italiäner haben viel der Poesie eigenthümliche Wörter 238
jambische Verse, warum sie dem Deutschen Ohre gemeiniglich besser klingen, als die trochäischen 119
jemand 226
Jerusalem, J. F. W. 10
Jöcher 203
Journalisten, wie sie die Verbesserung der Sprache hindern 8 Unbedachtsamkeit derselben 153 159 Homiletisches Journal wird getadelt 231
jüdisch und Jüdisch ist verschieden 106
Junker 220 237
Justi, v. 244

Kanzelredner zeigen oft Beredsamkeit, und dürfen es zuweilen thun 170 ff.
Kenntnisse, schöne, ob es gut Deutsch sei 191
Kernhaus. Verschiedene Benennungen desselben 28
Kinderling. Vorr. 19
Klagen sich, für klagen 245
Kleist 130 205
Klopstock. 181 202 Siehe auch Messiade. Wie er seine reichen Reime zu machen pflegt 129 Vertheidigt 204 getadelt 235
Klotz. Verfahren gegen ihn nach seinem Tode 155 Seine Bibliothek angeführt 175 und getadelt 185 186
Komma. Unrichtiger Gebrauch desselben 239
Kommen. zu Schulden kommen, kein guter Ausdruck 63
Korte, Gottlieb 157
Kröbs 28
Kümmern sich 64
Kürzern, den, ziehen 29
Kunze. 83

lachen. lachen lassen für zu lachen machen ist schlecht 72
Latein. Einmischung desselben in das Deutsche. 200 Dekliniren Lateinischer Wörter im Deutschen 212
lehren und lernen werden oft verwechselt, 114
Leibnitz 253
Lesekästchen 139 f.
Lesen, warum es die meisten Kinder so spät lernen 132
Lessing. Seine Emilia Galotti wird beurtheilt. Br. 19 angeführt 88
Lindner. Dessen Lehrbuch der schönen Wissenschaften, imgleichen Inbegriff der Aesthetik, Redekunst und Dichtkunst wird beurtheilt Br. 28
Liskov ist in einem Wörterbuche anzuführen 55
Litteraturbriefe 73 164 ff. 176
Logau, von Lessing und Ramler herausgegeben 246
Lohenstein 227 muß in Wörterbüchern angeführt werden 55
Luther 146 221 227 228 231 252 muß in Wörterbücheen häufig angeführt werden 54 Seine Bibel ist besser Deutsch, als seine übrigen Schriften 54 Seine Verdienste um die Deutsche Sprache nebst Bodmers Gedanken davon 212 ff. Veränderungen in derselben in Absicht auf die Sprache 197 207 angeführt 199 206 207

Maare oder Maarte 45
Dü Mas. Dessen Buchdruk-kerschränkchen 140
machen, zu lachen machen besser, als lachen machen 72
mahlen und malen, ob diese verschiedene Schreibart nöthig sei 77
Messiade. Erster Vers darinn wird von jemand getadelt 122 kurze Verse darinn, 204
Methodenbuch für ABClehrer ist nöthig 133
Michaelis, J. Dav. 18, 57, 69
Miller 26
Milton. Schweizerische übersetzung davon 60
Minnesinger 213
Mitbewerber, ein gutes neues Wort 64

nach Hause gehn besser, als zu Hause 198
Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburgische Vorr. 21. S. 68 Beiträge dazu 129 249
Nachtheile, kein guter Plural 182
Name, nicht Namen 221
nehmen, sich, ein Gallicismus
neiden 251
Nepos, Kornelius 157
Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 161
Neumeister, Erdmann 206
Neutrum. Grund der Erfindung dieses Geschlechts 218 f.
niemand 226
niß, eine Entdeckung 252
Noris, Heinr. 75
Notker 113 225
Nüance darf beibehalten werden 189

ö. siehe å.
Opiz 207, 228 ist in einem Wörterbuche anzuführen 54
Ordnung der Wörter erfordert im Deutschen viel Regeln 235
Östs Prosodie 202
Ovid 128 hat vielleicht auch viele solche kurze Verse gemacht, als man im Virgil antrift 203 f.

Palm 215
Participialkonstruktion. Gebrauch derselben 182
Partikeln sind wol im Gebrauch zu unterscheiden 27
Patzke 128
Periodenkunst, ob es eine Deutsche gebe 171 ff.
Philologen hassen zum Theil die Deutsche Sprache 6 das Plattdeutsche gefällt manchen Hochdeutschen Schriftstellern 66

Plurale mit s hinten, ob sie ganz abzuschaffen sind, 179 ff. 221 f. — in er. 220 f.
Pöbel. Dessen Sprache ist keine Richtschnur 13
Popowitsch 1, 2, 50, 65, 76, 77, 93 f.
Prediger vertheidigen oft alte Wörter 19
Premontval 6
Prosa, harmonische 130
Prosaisten dürfen nicht alles thun, was Dichter thun, 146
Provinzialwörter, welche davon in einem Wörterbuche angeführt werden müssen 38. In welchem Fall sie gebraucht werden dürfen 201
Puristen 21

Quinktilian 168

Rabner, ob er die große Welt gekannt habe 36 ist in Wörterbüchern anzuführen 55
Ramler, ob man nichts an ihm tadeln dürfe, ohne unverschämt zu heißen Vorr. 15. Seine Oden werden angeführt 88, 146, 234. Beurtheilung derselben wird geprüft Br. 25 Sein Batteux 15 33 60 179 182 Lieder der Deutschen 181 257 Horazische Sylbenmaße in den übersetzten Oden 202
Rechtschreibung. Eine sonderbare Beschreibung derselben 194 f. Vergl. 206
Redensart, wie es von Ausdruck unterschieden sei 17
Reichard 111
Reichthum, das, wird von einigen gebraucht, 207
Reime. Hauptregel davon, 125 — sonderbare 126 ff. reiche, 127 Lindners Meinung davon 205 Eintheilung in allgemeine und Provinzialreime 125
Reis, der, nicht Reiß 85
Reiske 166 f.
Restaut 100 127
Rhetoriken. Mängel derselben 126
ruchlos 31
rufen, was es für einen Kasus fordre 129

Saite, ob es recht geschrieben sei 90
Scheller Br. 1 und 2
Schilde und Schilder sind unterschieden 221
Schilter 121
Schlegel, J. El. 53 ist in einem Wörterbuche anzuführen 55
Schlözer 99 140
Schlund für Rachen 158

schmeicheln hat nicht den Akkusativ 10 70
Schmotther 91 98 ff.
Schnickschnack, ein Plattdeutscher Ausdruck 66
Schrank 25
Schreibart befindet sich jetzt im Schwindel 57
Schriftsteller, Deutsche 53 werden leicht getadelt, 58
Schöne, die, für Frauenzimmer, wie es zu dekliniren sei 222 f.
schon für auch ist schlecht 192
Schulen. Darinn soll man Deutsche Schriftsteller lesen 35
Schweizer haben manches Gute in ihrer Sprache, 53 und eine Stimme in Wörterbüchern 55 werden auf Kosten D. Luthers vertheidigt 218 pflegen gern etwas Nationalstolz zu verrathen 124 Schweizerische Sprachfehler 228
Scultetus 112
sein braucht nicht von seyn unterschieden zu werden, 87
Sendschreiben eines Landpredigers 21
Seume 91 92
Shakespear. Mit ihm hat Lessing in der Emilia gewetteifert 58 wird angeführt 87
Singuhr, das. Grund des unrichtigen Geschlechts dieses Worts 208
so für der, die, das 226
solches darf nicht immer gebraucht werden, wo die Franzosen tel setzen 192
Solöcismus, was es sei 10 Ob man Solecismus schreiben dürfe 198 199 206 f. Beispiele von einigen unerwiesenen 198
sonach, ein Wort, das nicht viel taugt 67
Spinde, das, nicht die Spinte 25
Spondeen, ob sie im Deutschen statt finden 202
Sprache, Deutsche, warum sie zurückbleibt 7 hat Vorzüge und Mängel 56 hat keine bestimmte Sylbenlänge 119 wie Luther sie vor sich gefunden habe 213 — Holländische nimmt leicht fremde Wörter auf 188 — Lateinische 220 — Französische, 219 233 Hungarische kann den Ton oft weit vorrücken 122
Sprachfehler, ein fast allgemeiner 12 254
Sprachlehre. Von der Würde derselben 212 muß für Einheimische anders eingerichtet werden, als für Ausländer 236 f.— Griechische. Grundsätze derselben

ben müssen vorsichtig in die Deutsche übergetragen werden 201 — Griechische, Märkische, wer sie geschrieben 247
Sprachlehrer darf sich gewissen herschenden Fehlern wiedersetzen 12
Städte, ob sie den Artikel die haben dürfen 199 224
Stammwörter sind nicht alle einsylbig 32
Steinbach 71 91 207
Steinbart 78
Steinwehr 22
Sieler 28 40 91
stier, ein nicht jedermann bekanntes Beiwort 67
Stosch 17 51 52 145 169 250 252 254 getadelt 146
stuhnd für stand 228
Sulzer 227
Sylben, kurze und lange haben wir eigentlich nicht, 119 Ob es dreierlei Arten der Sylbenlänge gebe 120
Synonymen, 25 26 Vergl. Stosch.

Talent darf beibehalten werden 189
Terenz 3 4 9 70
th, ob die Regel richtig sei, daß es für das Plattdeutsche d stehe 196
Tharsander 45
theilen, jemands Schmerz, ein Gallicismus 65
tödten, die Zeit, ob es fehlerhaft gesagt sei 36
tolldreist, ein neues gutes Wort 64
Töllner, Justin. 91 206
Tonmessung. Schrift davon Br. 22 Lindners Regeln davon 201 ff.
Tonsylbe ist in Wörterbüchern zu zeichnen, 41
traun ist veraltet 67
Trescho 53
Trochäus, einsylbiger, ob es einen gebe 120 f. 131
trollen, sich, kein edles Wort 66
troz mit dem Genitiv 208
Trümmern 20 222

ů, siehe å.
übern für über den 234
übersetzungen. Nutzen derselben zur Aufnahme der Deutschen Sprache 165
umblicken, sich, ein gutes neues Wort 64
unbedeutend kann jetzt nicht mehr getadelt werden 191
unter dem, wenn vom Preise geredet wird, ist richtig, nicht unter das 198
Unterscheidungsregel in der Orthographie wird untersucht und verworfen, Br. 20. Siehe auch S. 197

ver=

veraltete Wörter. Darauf hat die Dichtkunst ein Recht Vorr. 17 S. 238 f. aber nicht die Kanzel S. 18 müssen in einem Wörterbuche angeführt werden 38
Verdienst für Merit ist eingeführt 191
vergolden, nicht verdulden 199
verkümmern 65 256
verlenken, einen Triumph, ist untadelhaft, 158
verlohnen, sich der Mühe 71 208
Versetzungen, s. Inversionen
Virgil, wie es im Plural habe 200 f. Von den kurzen Versen in Virgils Äneide 203 f. Er wird angeführt 129 238
Vokativ. Ob es im Deutschen einen gebe 219 warum er keinen Artikel habe 220
von s. Genitiv.
vor, ob es anstatt für einzusetzen sey Br. 21
Vorsatz, J. Gottl. 9
Vorwurf für Objekt ist pedantisch 191
Voß, ein junger Dichter 176

Wachter 33 252
Waguer, J. Franz 218
Waise. Dafür könnte Weise geschrieben werden 90
wegen hat nicht den Dativ 231
Wegner, s. Tharsander
Weichmann 126
weis von wissen ist falsch geschrieben 77
Weise, Chr., kann in Wörterbüchern angeführt werden 55
Weiße, Chr. Felix 26 Sein ABCbuch wird beurtheilt 141 ff.
weniger vor einem Adjektiv zur Umschreibung des Komparativs, ob es gut sei 183
Werg und Werk, ob sie durchaus zu unterscheiden sind 90
Westphalen, Chr. Heinrich 129
wider und wieder, eine unnütze Unterscheidung 76 96 f.
Wieland 181
Wille, nicht Willen 221
Wippel 160
wohl und wol sind nicht zu unterscheiden 95 f. wol ist besser 96
v. Wolf, Chr., ist in Wörterbüchern anzuführen 55
Wolf, J. Eph., ein Organist 91 Br. 29
Wolredenheit, s. Beredsamkeit.

Wort,

Register.

Wort, wie es von Ausdruck zu unterscheiden ist 17

Wörter. Siehe fremde, gleichlautende, Hervorsuchen, Lateinische, Provinzialwörter, veraltete, zusammengesetzte.

Wörterbuch, wie es nützlich einzurichten sei Br. 18 — neues. Nachricht davon. Ebendas. Siehe auch Adelung — Neologisches 178 — antibarbarisches 178

Wunderding kömmt vor 249 250

wurd, ward, wurde 22[illegible] 254

Ypsilon 12 92

Zehente, der 29

Zeitungen, Erfurtische 22 107 109 249 256 Jenaische 249 Göttingische 256

Zephyr, wie der Plural davon heiße 181

Zertheilung der Sylben, wie ein Kind sie am besten lerne 137

zu. Participium Passivi mit zu klingt oft zu gezwungen 72

zusammengesetzte Wörter können oft mit Nachdruck getheilt werden 230

Zwingel. Vortheilhaftes Urtheil Bodmers von seinem Deutsch 214

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt des vierten Theils.

Schluß des zweiundzwanzigsten Briefes.
Br. 23. über die gute Einrichtung einer Fibel.
Br. 24. über Hn. Weißens ABCbuch.
Br. 25. über die Beurtheilung der Ramlerischen Oden.
Br. 26. über den Fortgang, den die Bemühungen um die Deutsche Sprache nach Gottscheds Tode gehabt.
Br. 27. über Hn. Heinzens Anhang zu seinen übersetzten Reden.
Br. 28 über das Grammatikalische in Hn. Lindners Lehrbuch der sch. Wiss. und seinem Inbegriff der Ästhetik rc.
Br. 29. über eine neue Ausgabe von J. Cph. Wolfs Rechtschreibung.
Br. 30 über Hn. Bodmers Grundsätze der D. Sprache.
Br. 31 Zusätze zu den ersten vier Theilen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynatz, Johann Friedrich, 1744-1809

Briefe, die deutsche Sprache betreffend

Bd.: 4

Berlin 1774

L.germ. 111-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583798-9
VD18 80235530-001